



20



Aus dem Inhalt:

Frausein & Ökonomie

Seite 2/3

Gallissaires & Graeber

Seite 4/5

Biere, Tiere, Anarchie

Seite 6

Chomsky & IWW

Seite 6 & 7

Tierbefreiung

Seite 10

Kapp-Putsch

Seite 12

Impressum

Verlag Graswurzelrevolution e.V.,
Guido Schmitt-Weg 4,
69126 Heidelberg.
Tel.: 0162/6262058,
Fax: 0421/6204569,
buchverlag@graswurzel.net

Redaktion Graswurzelrevolution,
Breul 43, 48143 Münster,
Tel.: 0251/48290-57, Fax: -32,
redaktion@graswurzel.net

GWR Abo & Vertrieb,
Vaubanallee 2, 79100 Freiburg,
Tel.: 0761/4589 2782,
Fax: 0761/4589 2782-9,
abo@graswurzel.net

www.graswurzel.net

V.i.S.d.P.: Bernd Drücke, c/o GWR-Red.
Münster. Auflage: 5.000.

„Wo der Bürger aufhört, beginnt das Paradies!“

Die Vagabundenbewegung, die erste Straßenzeitung und der Anarchist Gregor Gog

Seit den 1980ern werden erzählerisch und künstlerisch vielschichtige Erwachsenen-Comics im aufwendig gemachten Buchformat als Graphic Novel bezeichnet. Dieser Fachbegriff ist umstritten. Er „stellt den Versuch dar, längere und häufig als thematisch anspruchsvoll beworbene Comics von herkömmlichen westlichen Comicheften und -alben abzugrenzen“, heißt es auf Wikipedia.

Tatsächlich lassen sich grafische Romane nur schwer unter dem Begriff Comic fassen. Das gilt nicht nur für „Der nasse Fisch“, die auf Grundlage des gleichnamigen Romans des Autors Volker Kutscher von Arne Jysch gezeichnete und 2016 bei Carlsen veröffentlichte Graphic Novel. Es gilt ebenso für das 2013 bei Edition Moderne erschienene, bedeutende Anti-Kriegs-Buch „Grabenkrieg“ des französischen Anarchisten Tardi, und für das im Verlag Graswurzelrevolution 2012 herausgegebene Werk Robert Kriegs und Daniel Daemgens „... und über uns kein Himmel“, in dem exemplarisch die erschütternde Odyssee eines Jungen durch Heime der öffentlichen Fürsorge ab 1936 erzählt wird.

Meine persönliche Lieblings-Graphic-Novel ist „B. Traven – Portrait eines Unbekannten“ von Golo, die die spannende Geschichte des unter dem Pseudonym B. Traven bekannt gewordenen Anarchisten Ret Marut nachzeichnet und 2007 im avant-verlag herausgekommen ist.

Eben dort ist zur Frankfurter Buchmesse 2019 auch „Der König der Vagabunden“ erschienen. In diesem von Patrick Spät geschriebenen und von Bea Davies gezeichneten Prachtband wird die Geschichte des Anarchisten Gregor Gog und seiner Bruderschaft spannend und mit großartigen Zeichnungen erzählt.

Gog, geboren am 7. November 1891, heuerte 1910 als Matrose an und kam schon bald in Kontakt mit anarchistischen Schriftstellerinnen von Leo Tolstoi, Michail Bakunin, Pjotr Kropotkin und Gustav Landauer. Nach drei Weltkriegsjahren meuterte er 1917 und wurde inhaftiert. 1918 beteiligte Gog sich am Matrosenaufstand und gründete im November zusammen mit anderen Anarchist*innen die „Kommune am grünen Weg“ in Bad Urbach bei Stuttgart. Diese

lebensreformerisch-anarchistische Kommune entwickelte sich zu einem Treffpunkt von Nonkonformist*innen. Zu ihren Gästen gehörte auch der 1934 von den Nazis ermordete Anarchist Erich Mühsam, der schon ab 1909 versucht hatte, das von Bürgern und Marxisten gleichermaßen verachtete „Lumpenproletariat“ für die Idee der herrschaftslosen Gesellschaft zu begeistern.

Gogs Lebensgeschichte wird im Nachwort auf Seite 146 ff. genauer erzählt als im graphischen Teil des Buches. Schade ist, dass beispielsweise Zeichnungen zur Reise fehlen, die die Familie Gog 1924 nach Brasilien machte, um dort nach dem Vorbild des anarcho-pazifistischen Schriftstellers Tolstoi eine Siedlung zu gründen.

Gog wurde Herausgeber und Redakteur der im Frühjahr 1927 gegründeten, legendären Zeitschrift „Der Kunde“. Der Name dieses anarchistischen, pazifistischen und antifaschistischen Organs beruht auf der rotwelschen Bezeichnung für „wandernder Handwerksbursche, Bettler, Landstreicher“. Diese etwa viermal im Jahr mit einer Auflage von 1000 erschienene, von

Hand zu Hand weitergereichte „Zeit- und Streitschrift der Vagabunden“ (Untertitel) war die erste Straßenzeitung Europas und verstand sich als Sprachrohr der „Bruderschaft der Vagabunden“.

Mitte der 1920er Jahre waren rund 70.000 Vagabunden in Deutschland unterwegs. „Etwa ein Fünftel von ihnen tippelte freiwillig – aus Abenteuerlust oder um der bürgerlichen Gesellschaft zu entfliehen“, heißt es auf Seite 48. Die Zahl der Obdachlosen stieg bedingt durch die Weltwirtschaftskrise bis 1933 auf über 500.000 an.

Die maßgeblich durch Gog und den „Kunden“ inspirierte Bruderschaft der Vagabunden war antifaschistisch, anarchistisch und pazifistisch. Sie propagierte die gegenseitige Hilfe und betrachtete alle Menschen – unabhängig von Herkunft, Hautfarbe oder sexueller Orientierung – als ihre Schwestern und Brüder. „Sie solidarisierten sich mit Homosexuellen und ‚Zigeunern‘ und lehnten Kriege ebenso rigoros ab wie Staatsgrenzen und autoritäre Hierarchien.“ (S. 149)

Fortsetzung nächste Seite

Abbildung oben:
Doppelseite aus dem besprochenen
Buch „Der König der Vagabunden“.



Bea Davies, Patrick Spät:
Der König der Vagabunden.
Gregor Gog und seine
Bruderschaft
avant-verlag, Berlin 2019
160 Seiten, 25 Euro
ISBN 978-3-96445-015-9

Vagabundage Generalstreik ein Leben lang



Carl Weissner,
Aufzeichnungen über Außenseiter.
Essays und Reportagen.
Herausgegeben von
Matthias Penzel.
Verlag Andreas Reiffer
2020,
Reihe: edition kopfkiosk
Bd. 3,
243 Seiten, 15 Euro, ISBN
978-3-945715-67-3

**Hanneliese Palm und Chri-
stoph Strecker (Hg.):**
**Künstler, Kunden, Vaga-
bunden. Texte, Bilder und
Dokumente der zwanziger
Jahre.**
Reihe: Bibliothek der
Archive, Band 1:
Fritz-Hüser-Institut für
Literatur und Kultur der
Arbeitswelt, Dortmund.
C. W. Leske Verlag
Düsseldorf 2020,
240 Seiten, 28 Euro,
ISBN 978-3-946595-08-3



Bea Davies, Patrick Spät:
Der König der Vagabunden.
Gregor Gog und seine
Bruderschaft
avant-verlag, Berlin 2019
160 Seiten, 25 Euro
ISBN 978-3-96445-015-9

Zwischen einer klischeehaften Verherrlichung („Lustig ist das Zigeunerleben...“) oder Charly Chaplins Film „Der Tramp“ (1915) bis zur Verachtung („Betteln verboten!“) gibt es eine gesellschaftliche Ambivalenz gegenüber Menschen, die sich nicht den tagtäglichen Normen anpassen. Zwei neue Bücher beschäftigen sich auf unterschiedliche Weise mit dem Thema.

Die US-amerikanische Punk-Ikone Patti Smith sang auf ihrem Album „Easter“ (1978) in dem Song „Rock n Roll Nigger“: „Outside of society, that's where I want to be“. Sich selbst außerhalb der Gesellschaft zu stellen und für sich Alternativen zu suchen und zu finden ist das



Eine, arbeits- und obdachlos zu werden, weil das „soziale Netz“ nicht funktioniert das Andere. Wir reden aber jetzt hier von Menschen die weitestgehend sich bewusst für eine randständige Existenz entschieden haben, was deren Situation natürlich nicht besser macht.

Der Kunde

Der C. W. Leske Verlag beginnt seine neuen Schriftenreihe „Bibliothek der Archive“ mit dem rührigen Fritz-Hüser-Institut in Dortmund, die als Schwerpunkt „Arbeit und Ökonomie in der Literatur“ hat, und in diesem Rahmen eine einzigartige Sammlung von Literatur und Kunst der Vagabundenbewegung. Statt den diskriminierenden Begriffe von Landstreicher, Penner usw. nannten sie sich selber Kunden. Eine gleichnamige Zeitschrift „Der Kunde“ existierte etwa von 1927 bis 1931 und wurde u.a. von einem der Schlüsselfiguren dieser Bewegung herausgegeben: Gregor Gog (1891-1945). Mit seinen Mitstreiter*innen wie Jo Mihály, Arthur Streiter und Rudolf Geist und den Künstlern Hans Tombrock und Hans Bönninghausen u.a., versucht Gog die Vagabund*innen zu organisieren, ihnen ein Sprachrohr und

etwa durch Kunstausstellungen ihnen eine Würde zu geben. Der großformatige Band mit seinen zahlreichen Artikeln, Dokumenten und Illustrationen gibt einen umfangreichen Einblick in die damaligen Versuche das – immer schon – schwere Leben auf der Straße wieder zu geben. Gregor Gog, der „Anarchist der Landstraße“, gründete 1927 „Die Bruderschaft der Vagabunden“ und organisierte 1929 den ersten internationalen Vagabunden-Kongress in Stuttgart mit 500 Teilnehmer*innen. Die Losung lautete: „Generalstreik ein Leben lang“.

Dem Fritz-Hüser-Institut und seine über Jahrzehnte zusammengetragenen Dokumente und Archivalien ist es zu verdanken, dass heute die Aktivist*innen dieser Vagabunden-Bewegung der Weimarer Zeit nicht in Vergessenheit geraten sind. Und dieses Buch dokumentiert diese Tatsache aufs Beste.

On the Road

Nach dem Zweiten Weltkrieg formierte sich in den USA eine junge Generation, die die gesamten spießbürgerlichen Werte in Frage stellte. Der Jazz, bzw. der Bebop wurde zum Soundtrack und das Buch von Jack

Kerouac „On the Road“ zur „Bibel“ einer Generation, die sich bewusst außerhalb der Gesellschaft stellte und sich selbst als „Beat-Generation“ verstand. Der Propagandist dieser Bewegung in Deutschland war der Übersetzer, Literaturagent und Schriftsteller Carl Weissner (1940-2012), der die USA und seinen literarischen Untergrund seit Mitte der 1960er Jahre kannte, wie kein Zweiter.

Weissner übersetzte William S. Burroughs, Bob Dylan, Allen Ginsberg, Andy Warhol, Frank Zappa, aber vor allem auch Charles Bukowski, der mit seiner derben Sprache des Underdogs die gesamte Lyrik-, Musik- und Literaturszene in Deutschland durcheinanderwirbelte und eine Welle der Alternativ-Kultur (mit-)initiierte. Der jetzt vorliegende Sammelband mit Essays und Reportagen von Weissner ist eine Fundgrube aus den Anfängen der Hippie- und 68er-Bewegung.

Die Annahme, die Linke sei anti-amerikanisch eingestellt, ist absurd, kommt doch das gesamte Rüstzeug des (west-)deutschen Widerstandes jener Jahre aus den USA. Sei es nun Musik, Filme, Literatur, die Kommunewegung oder eben das Umherschweifen – das alles ist auch

Teil unserer Biographien geworden. Das politische Amerika der Herrschenden wurde und wird bis heute verachtet – zu Recht.

Carl Weissners „Aufzeichnungen über Außenseiter“ dokumentiert nicht nur seine Übersetzertätigkeit, auf die er oft beschränkt wird, sondern bringt uns auch den Literaten und Kenner näher, der bis zum Ende seines Lebens unermüdlich arbeitete. für mich als Fan der Beat-Literatur ist dieser Sammelband eine unabkömmliche und erhellende Lektüre gewesen, die auch ein Stück weit Literaturgeschichte geworden ist.

Ein widerspenstiges Leben äussert sich in unterschiedlichen Formen. Es ist nicht nur der Protest auf der Straße, der politische Zirkel an der Uni oder das Schreiben von Pamphleten. Es ist auch das Vagabundieren, die Verweigerung von fester Arbeit usw. Eigentümlicher Weise bringt der „neue“ Anarchismus in den USA eine individualistische Strömung hervor, bei der einer ihrer Vertreter sich deutsch Wolfi Landstreicher nennt (aber das wäre jetzt ein anderes Kapitel).

In diesem „bewegungslosen“ Sommer 2020 waren diese beiden Bücher genau das richtige.

Jochen Knoblauch

Fortsetzung von vorheriger Seite

„Wo der Bürger aufhört, beginnt das Paradies!“

Gregor Gogs Versuche, die Tippelschwester und -brüder mit Hilfe des „Kunden“ anarchosyndikalistisch zu agitieren und zu organisieren fand 1929 einen Höhepunkt. Zu Pfingsten 1929 mobilisierte er erfolgreich mit Hilfe seiner Zeitschrift viele Obdachlose zum ersten Internationalen Vagabundenkongress nach Stuttgart.

Allen Straßensperren, Polizeischikanen und der Hetze in den rechten Massenmedien zum Trotz fand der Kongress statt und wurde ein Symbol für eine selbstorganisierte, freiheitlich-sozialistische Vagabundenbewegung.

Gog rief den „Generalstreik ein Leben lang“ aus und erlangte als Bürgerschreck und „König der Vagabunden“ Bekanntheit in ganz Deutschland.

Schwer nachvollziehbar bleibt auch nach Lektüre des Buches, warum er sich nach einer Reise nach Moskau ab 1930 zum autoritären Marxisten wandelte. Kurz nach der Machtergreifung der Nazis 1933 beschlagnahmte die Gestapo das Archiv der Bruderschaft. Gog saß mehr als sieben Monate im KZ und wurde gefoltert, bevor er im Dezember 1933 über den zugefrorenen Bodensee in die Schweiz flihen

konnte und bald darauf über die Niederlande mit dem russischen Schiff Oka in die Sowjetunion emigrierte, wo er am 7. Oktober 1945 starb.

Der Zeichnerin Bea Davies und dem Autor Patrick Spät ist es mit „Der König der Vagabunden“ anschaulich gelungen, das abenteuerliche, durch Armut und Hoffnung auf eine freiheitlich-sozialistische Gesellschaft geprägte Leben des wenig bekannten Gregor Gog zugänglich zu machen. Sie haben ein Stück antifaschistische Geschichte von unten geschrieben und gezeichnet. In der NS-Zeit saßen tausende

Vagabunden stigmatisiert als „Asoziale“ in den KZs.

Und heute? Im September 2020 warnte Möchtegernkanzlerkandidat Friedrich Merz davor, dass sich die Deutschen in der Corona-Krise an ein Leben ohne Arbeit gewöhnen könnten und werte somit kaum verklausuliert gegen „Arbeitsscheue“. Heute ist Gewalt gegen Obdachlose alltäglich und Neonazis machen sich einen Spaß daraus schlafende „Penner“ anzuzünden.

Um so wichtiger ist es, der zunehmenden gesellschaftlichen Kälte und Menschenfeindlichkeit etwas entgegenzusetzen.

Dieses warmherzige Buch sorgt für Empathie. Es sollte gerade auch jungen Menschen in die Hand gedrückt werden.

Für mich einer der besten Erwachsenen-Comics des 21. Jahrhunderts. Mitfühlend. Mitreißend! Begeistert! Anarchistisch.

Bernd Drücke

Anmerkung:
Zum Thema Vagabunden und Gog siehe auch die Rezension von Jochen Knoblauch auf dieser Seite und die GWR-Artikel auf graswurzel.net:
<https://www.graswurzel.net/gwr/2005/01/der-freiheit-nach-dem-hunger-davon/>
und <https://www.graswurzel.net/gwr/2010/06/das-traurig-in-der-zelle-gepiffne-lustige-lied/>

Berührend und aufschlussreich Mely Kiyak: Frausein

Was es bedeutet, eine Frau zu sein, ist derzeit wieder einmal Gegenstand handfester Kämpfe und Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen feministischen (und anderen) Strömungen. Ein Grund für die Unfruchtbarkeit dieser Debatten liegt darin, dass versucht wird, Geschlechtlichkeit und Frausein zu definieren. Also auf einer abstrakten und theoretischen Ebene logisch einzugrenzen, was zum Frausein gehört und was nicht. Das führt aber unweigerlich zu Missverständnissen und Ausschlüssen, denn Frausein lässt sich auf diese Weise nicht einhegen und zähmen.

Frausein ist vielmehr eine persönliche Erfahrung, eine biografische Tatsache, und es muss daher in Geschichten erzählt werden. Daran erinnert Mely

Kiyak mit dem Titel ihres neuen Buches. Denn beim Lesen fragt man sich irgendwann, wann es denn endlich wirklich ums „Frausein“ geht, denn eigentlich erzählt Kiyak doch nur aus ihrer eigenen Lebensgeschichte. Aber genau das ist der Witz: Frausein besteht aus nichts anderem, als aus den Lebenserfahrungen und Geschichten von Frauen, die eben diese – ihre eigenen – Geschichten in dem Bewusstsein erzählen, dass sie eine Frau sind.

Mely Kiyak, 1974 geborene deutsche Schriftstellerin und Kolumnistin, wuchs in einem türkisch-kurdischen Elternhaus auf. Sie erzählt von ihrer Kindheit (in der das Frausein weniger Bedeutung hatte als das Kindsein, weil die entscheidende Differenz zwischen Menschen

in ihrem Alter, in ihrer Generationenzugehörigkeit lag und nicht in der Geschlechterdifferenz), von der Beziehung zu ihren Cousinen, mit denen zusammen sie Sexualität entdeckte. Sie erzählt von den Fremdheitsgefühlen in den ersten Jahren an der Universität, dem Mangel an selbstverständlicher Zugehörigkeit, den sie als Kind aus der migrantischen Arbeiterschaft angesichts des deutsch-bürgerlichen Habitus dort verspürte. Sie erzählt von ihrem Leben, in dem das Schreiben die erste Priorität hat, nicht Beziehungen.

Ein wunderbares, berührendes, literarisches und aufschlussreiches Buch – und eine große Leseempfehlung für Menschen aller Geschlechter.



Antje Schrupp

Mely Kiyak

Pressefoto: Hanser Verlag



Mely Kiyak:
Frausein.
Hanser, München 2020,
1287 Seiten, 18 Euro,
ISBN 978-3-446-26746-6

Überlebensfragen Gute Ökonomie für harte Zeiten

Volkswirtschaftliche Theorien sind gerade bei Anarchist*innen nicht besonders beliebt. Die liberalen Klassiker lassen sich, um es zugespitzt zu formulieren, gut und gern als Legitimation von Herrschaftsverhältnissen lesen, während die linken häufig nur Variationen von Marx bieten und dabei sowohl aktuelle Entwicklungen vernachlässigen als auch das herrschaftskritische Projekt ausschließlich auf ökonomische Verhältnisse reduzieren. In letzter Zeit allerdings gibt es einige Ansätze, die das Ganze neu aufrollen. Wie das Wirtschaftsmagazin Forbes neulich bemerkte, sind es sehr häufig Frauen, die mit ihren volkswirtschaftlichen Analysen „out of the box“ denken. Eine davon ist die Französin Esther Duflo, die für ihre Forschungen voriges Jahr – als zweite Frau nach Elinor Ostrom – mit dem Alfred Nobel Gedächtnispreis für Wirtschaftswissenschaften ausgezeichnet wurde. Zusammen mit ihrem Mann, dem Inder Abhijit V. Banerjee,

führt sie vor allem empirische Forschungen zu globalen Entwicklungen in den verschiedensten Regionen der Welt durch. Ergebnisse haben die beiden jetzt in dem Buch „Gute Ökonomie für harte Zeiten“ zusammengeführt. Sie plädieren dafür, ohne ideologische Grabenkämpfe an das Thema heranzugehen, also volkswirtschaftlichen Theorien einerseits durchaus etwas zuzutrauen – in dem Sinn, dass sie hilfreich sein können, um politische Entscheidungen zu treffen – andererseits aber zu sehen, dass das wirkliche Leben nicht nur aus Wirtschaft besteht. Ein wichtiges Thema ist dabei das von Migrationsbewegungen. Nach der klassischen Theorie des „Homo oeconomicus“ (1), also der Vorstellung, dass Menschen immer rational und nutzenorientiert handeln, folgen Arbeitskräfte dem Angebot an Arbeitsmöglichkeiten. Duflo und Banerjee zeigen jedoch, dass das empirisch nicht zutrifft. Und zwar nicht nur, weil rassistische und nationa-

listische Politiken Migration behindern, zum Beispiel nach Europa oder in USA. Sondern weil Menschen normalerweise viel weniger mobil sind, als die Idee vom Homo oeconomicus suggeriert. Auch innerhalb von Ländern wie Indien oder den USA zieht nur ein sehr kleiner Teil der Bevölkerung den besseren Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten hinterher. Deshalb plädieren Duflo und Banerjee eindringlich dafür, an lokalen Lösungen zu arbeiten, die Menschen erlauben, dort zu bleiben, wo sie sich wohlfühlen.

Ein anderer Punkt ist, dass viele klassische volkswirtschaftliche Theoreme sich empirisch als falsch erweisen. Wegen der Maxime „Was nichts kostet, ist auch nichts wert“ zum Beispiel hat man lange gezögert, Moskitonetze in Afrika kostenlos zu verteilen, mit dem Ergebnis, dass sie kaum Verwendung fanden. Denn selbst sehr niedrige Preise haben viele Menschen davon abgehalten, sie zu ver-

wenden. Seit die Netze hingegen kostenlos verteilt werden, sank die Sterblichkeitsrate wegen Malaria um sagenhafte 75 Prozent.

Die Globalisierung bewerten Duflo und Banerjee zwiespältig. Einerseits habe sie die Situation der ärmeren Hälfte der Weltbevölkerung im Durchschnitt durchaus verbessert, sowohl in Bezug auf Einkommen – vor allem in China – als auch in Bezug auf Kindersterblichkeit, Alphabetisierung und ähnliche Faktoren. Die Lebensverhältnisse der nächsten 49 Prozent jedoch, zu denen fast alle Menschen in Europa und USA gehören, sind stagniert oder haben sich sogar leicht verschlechtert. Am meisten profitiert hat das wiederum oberste Prozent der Reichsten – sie allein haben 27 Prozent der Globalisierungsgewinne eingesteckt.

Das größte Problem liege deshalb nach Ansicht von Duflo/Banerjee darin, dass Globalisierungsgewinne nicht richtig verteilt werden. Deshalb schlagen

sie für die meisten Länder ein bedingungsloses Grundeinkommen vor, das aus den Globalisierungsgewinnen finanziert wird – als einfache, transparente und praktikable Möglichkeit, alle Menschen mit einem Existenzminimum an Kaufkraft auszustatten. In den Industrieländern hingegen halten sie das nicht für ausreichend, da hier nicht nur das Einkommen, sondern auch soziale Zugehörigkeit stark am Arbeitsplatz hängen. Ein lesenswertes Buch, das zeigt, wie stark wirtschaftliche Dynamiken mit kulturellen und gesellschaftlichen Prozessen verwoben sind.

Antje Schrupp

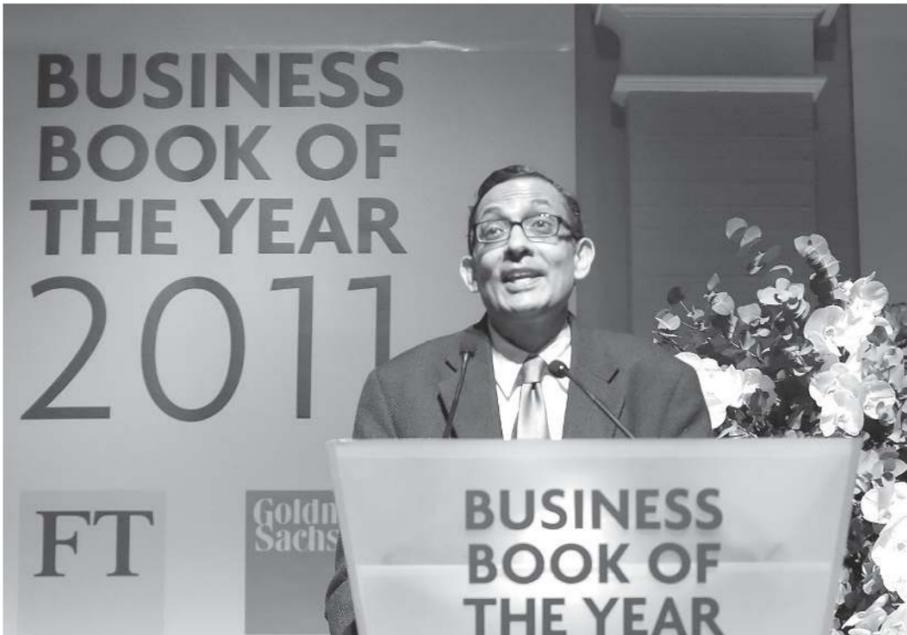
Anmerkung:
1) Der Homo oeconomicus (lateinisch homo oeconomicus ‚Wirtschaftsmensch‘), auch rationaler Agent genannt, ist in der Wirtschaftswissenschaft und Spieltheorie das theoretische Modell eines Nutzenmaximierers.
Anm. d. GWR-Red.: Eine Rezension von Kerstin Wilhelms-Zywocki zu Antje Schrupps neuem Buch „Schwangerwerdenkönnen: Essay über Körper, Geschlecht und Politik“ (Ulrike Helmer Verlag) erscheint voraussichtlich in der GWR 454.



Abhijit Banerjee/
Esther Duflo:
Gute Ökonomie für harte Zeiten. Sechs Überlebensfragen und wie wir sie besser lösen können. Penguin 2020, 554 Seiten, 26 Euro, ISBN 978-3-641-25152-9

Aus dem Englischen von
Thorsten Schmidt, Stephan Gebauer, Heike Schlatterer.

Originaltitel: **Good Economics for Hard Times.**
Originalverlag:
Public Affairs



Abhijit V. Banerjee beim Business Book of the year Award 2011



Esther Duflo auf der Pop!Tech-Konferenz 2009.

Foto: Kris Krüg, Wikipedia

Anzeige

Verlag Graswurzelrevolution

ANARCHISTISCH • ANTIRASSISTISCH • AUSGEZEICHNET



Anatole Dolgoff
Links der Linken
Sam Dolgoff und die radikale US-Arbeiterbewegung

426 S. | zahlr. Abb. | 24,90 Euro
ISBN 978-3-939045-40-3

Sam Dolgoff (1902–1990) war Maler, Anarchist und Wobbly. Anatole Dolgoff zeichnet das Leben seines Vaters nach und schreibt gleichzeitig eine lebendige Geschichte der radikalen Arbeiterbewegung in den USA des 20. Jahrhunderts.

»Es ist die überaus emphatisch geschriebene Lebensgeschichte eines Mannes, der Stolz auf seine Arbeit war, und der Privilegien (...) verachtete. Gleichzeitig betreibt das Buch (...) eine kleine Sozialgeschichte des Anarchismus in den USA.«

Jens Kastner in: Tagebuch – Zeitschrift für Auseinandersetzung, Nr. 5 (2020)



Lebenslaute (Hg.)
Widerständige Musik an unmöglichen Orten
33 Jahre Lebenslaute
Mit DVD

249 S. | 180 Fotos (fast durchgehend farbig) + zahlr. Dokumente | 21 x 28 cm | 25,00 Euro
ISBN 978-3-939045-39-7

Lebenslaute ist ein buntes Netzwerk von Musiker*innen. Ihre Konzertblockaden richten sich gegen Kriegsvorbereitungen, Naturzerstörung und Rassismus. Dieser Bild- und Dokumentationsband ist sowohl ein Lesebuch als auch ein Bewegungs- und Geschichtsbuch.

»Das ›Lebenslaute‹-Herausgeber*innen (...) hat ein faszinierendes Kaleidoskop komponiert, ihm ist eine ganz besondere Chronik des außerparlamentarischen Protestes in Deutschland seit 1986 gelungen.«

Rainer Butenschön in: Ossietzky, 12/2020



Sebastian Kalicha
Gewaltfreier Anarchismus & anarchistischer Pazifismus
Auf den Spuren einer revolutionären Theorie und Bewegung
Illustriert von Daniel Grunewald

278 S. | 65 Abb. | 16,90 Euro
ISBN 978-3-939045-30-4



Rüdiger Haude/Thomas Wagner
Herrschaftsfreie Institutionen
Texte zur Stabilisierung staatsloser, egalitärer Gesellschaften
»Buch des Jahres 2019«
Bibliothek der Freien, Berlin

248 S. | 17,90 Euro
ISBN 978-3-939045-37-3



Clayborne Carson
Zeiten des Kampfes
Das Student Nonviolent Coordinating Committee (SNCC) und das Erwachen des afro-amerikanischen Widerstands in den sechziger Jahren
638 S. | 28,80 Euro
ISBN 978-3-9806353-6-3

Unsere Veranstaltungen im Oktober & November

- **Mittwoch, 14.10.2020, 19.30 Uhr, Frankfurt am Main**
Lebenslaute: Widerständige Musik an unmöglichen Orten
Goßer Saal, Haus Gallus, Frankenallee 111, Frankfurt am Main
- **Freitag, 16.10.2020, 20.00 Uhr, Frankfurt am Main**
Links der Linken. Sam Dolgoff und die radikale US-Arbeiterbewegung
ExZess, Leipziger Straße 91, Frankfurt am Main
- **Mittwoch, 21.10.2020, 20.00 Uhr, Zürich**
Links der Linken. Sam Dolgoff und die radikale US-Arbeiterbewegung
Kasama, Militärstraße 87A, Zürich
- **Donnerstag, 22.10.2020, 19.00 Uhr, Bern**
Links der Linken. Sam Dolgoff und die radikale US-Arbeiterbewegung
De_BlockCommunityCenter, Waldmannstraße 17, Bern
- **Samstag, 24.10.2020, 10.00 Uhr, Freiburg i. Brsg.**
Links der Linken. Sam Dolgoff und die radikale US-Arbeiterbewegung
KTS Freiburg, Basler Straße 103, Freiburg i. Brsg.
- **Mittwoch, 4.11.2020, Bremen**
Links der Linken. Sam Dolgoff und die radikale US-Arbeiterbewegung
Kommunikationszentrum Paradox, Bernhardstraße 12, Bremen
- **Donnerstag, 5.11.2020, 19.00 Uhr, Berlin**
Links der Linken. Sam Dolgoff und die radikale US-Arbeiterbewegung
Haus der Demokratie, Großer Saal, Greifswalder Straße 4, Berlin
- **Freitag, 6.11.2020, 19.30 Uhr, Potsdam**
Links der Linken. Sam Dolgoff und die radikale US-Arbeiterbewegung
Buchladen Sputnik, Charlottenstraße 28, Potsdam

► GWR-Buch-Vertrieb | Fax 0421 620 456-9 | buchverlag@graswurzel.net | Gesamtverzeichnis, Bestellung und alle Termine unter: www.graswurzel.net



Eine Epoche geht zu Ende

Hanna Mittelstädt erinnert an Pierre Gallissaires (1932-2020)

AM HELLEN TAG

das glück war da
das risiko
der überfluss der
traum
und seine wirklich-
keiten schwarze
blumen von neuem
vom tiefen meeres-
grund kamen die
blumen an die
oberfläche

die zukunft in der
gegenwart das
unglaubliche
evident
wie 2 und 2

sind märz im monat
mai

Am 10. August 2020 ist Pierre Gallissaires im Krankenhaus von Toulouse im Alter von 88 Jahren gestorben. Als Anarchist, Poet und Übersetzer brachte er die Ideen der Situationistischen Internationale nach Deutschland. Als er 1972 in Hamburg die jungen Anarchist*innen Lutz Schulenburg und Hanna Mittelstädt kennenlernte, war das auch die Initialzündung für den späteren Verlag Edition Nautilus. Letztere wurde 1974 als libertärer Verlag für politische Sachbücher, Biografien und Belletristik in Hamburg gegründet und ist heute der vielleicht einflussreichste libertäre Verlag im deutschsprachigen Raum. (1) Pierre Gallissaires war neben Lutz Schulenburg und Hanna Mittelstädt der dritte Verlagsgründer des MaD-Verlags, später Edition Nautilus. Hanna Mittelstädt erinnert an ihn mit einem bewegenden Nachruf. (GWR-Red.)

Pierre Gallissaires lebte seit vielen Jahren allein in Montauban in einem Häuschen am Stadtrand, die Vorderseite auf eine graue, vielbefahrene Ausfallstraße gerichtet, Autobahnzubringer, Gewerbegebiet, Stadion, aber die Fenster der Rückseite blickten auf eine Art Paradies: ein grüner Garten, dahinter ein Nebenarm der Tarn, der vor Jahren, kurz nach seinem Einzug, um mehr als sieben Meter answoll und einen Teil von Pierres Bibliothek ersäufte, der noch in Kar-

den Turbulenzen. Er liebte seine Freundinnen, Freunde und Genossen sowie Genossinnen, seine Gefährtin Nadine Tonneau, die lange vor ihm starb, und auch, nehme ich an, sein selbst gestaltetes Vorstadthäuschen, in dem es keine weißen Wände gab: Sie waren alle mit Collagen und Plakaten aus der „eigenen Produktion“, mit Büchern einer 70 Jahre lang stetig gefüllten Bibliothek, mit den Fundstücken seines langen Lebens, den Töpfereien und Bildern seines Bruders Francois, mit Fotos und einigen schwer in die Jahre gekommenen aus dem Elternhaus geerbten Möbeln bedeckt. In der Küche hing eine Sammlung von Holzlöffeln aus aller Welt, bestimmt hundert, aber was sind schon Zahlen, sie bedeckten eine ganze Wand. Immer, wenn ich kam (oder sicher auch andere), stand im Gästezimmer eine Vase mit einer frisch geschnittenen Rose oder etwas Blühendem aus dem Garten. Ich war gern in seinem Haus, beim Eigenbrötler mit seinem festen Tagesrhythmus, ich ging in der von mir geliebten und/oder geteilten Geschichte umher.

Ich kann es nur immer wieder betonen, wie wichtig Pierre für die Anfänge des Verlags war, für die Programmatik, und was für großartige Projekte er teils initiierte, teils umsetzte:

Das Paris der Surrealisten, Fotos und Texte, von ihm zusammengestellt und ausgesucht, mit dem wir uns vorwitzig auf den Kunstbuchmarkt wagten. Die Autobiographien von Charles Mingus und Billie Holiday, von Jacques Mesrine (damals Staatsfeind Nr. 1 Frankreichs). Die Dadaisten, Isidore Ducasse, Jacques Vaché, Arthur Cravan, das geschriebene Werk Francis Picabias ... all das kannten wir anarchistischen Lämmel Lutz und ich ja gar nicht, jung wie wir waren. Pierre war, was man heute unseren Mentor nennen würde. Für uns war er ein Genosse und enger Freund, der sich auskannte und dessen literarischem und politischem Geschmack wir vertrauten.

Er war der „Sendbote“ der situationistischen Ideen, mit ihm zusammen übersetzte ich die gesamten Texte der Zeitschrift „Internationale Situationniste“ ins Deutsche. Pierre war auch Freund Raul Vaneigems und legte uns dessen Bücher aus der nach-situationistischen Zeit ans Herz, die wir sehr gern, aber auch sehr erfolglos veröffentlichten.

Pierre war immer wieder überrascht, dass wir ihn öffentlich stets als „Dritten Mann“ der Edition Nautilus-Gründung erwähnten. Für ihn war das, was wir zusammen machten, ein Spiel, ein Abenteuer, eine politische Ausrichtung, aber kein Verlag. Er hasste alles Institutionelle, Verfestigte.

Pierre war 1972 nach Hamburg gekommen, er suchte eine andere Welt als die des niedergeschlagenen Mai 68 in Frankreich. Er fand diese andere Welt, die natürlich eine zu schaffende war, damals bei den jungen Anarchisten in Hamburg. Er hatte den alten anarchistischen Genossen Jean Barrué in Bordeaux nach Kontakten in Deutschland gefragt, und dieser hatte ihm ein paar Kombattanten seines Alters in Frankfurt genannt. Das war noch die Generation

aus der vor-faschistischen Zeit, und Pierre fragte sie nach jüngeren Aktivisten. In Hamburg sollte es eine lebendige Gruppe von jungen Suchenden geben, und so machte sich Pierre in das Versammlungslokal im Keller des Lokals „Gewinde“ im Hamburger Karlinenviertel auf. Dort wurde vehement diskutiert, wie die Revolution vorangetrieben werden könnte, bewaffnet oder nicht, mit welchen Aktionen, in welchen gesellschaftlichen Feldern oder Konflikten interveniert werden könnte etc. Pierre hatte eine feine und genaue Art, Fragen zu stellen oder Thesen oder Erfahrungen aufzuspannen. Er konnte fast druckreif und auf jeden Fall akzentfrei deutsch sprechen. Seine historische und „theoretisch-praktische“ Kenntnis überstieg die der Anwesenden erheblich. Trotzdem war Pierre nie autoritär und auch nicht didaktisch. Er war aber bestrebt, den Horizont weit zu stecken und die politischen Ideen genau anzusehen. Er praktizierte die „radikale Kritik“ im besten Sinn: nie demagogisch, nicht rechthaberisch, immer bereit zum Spiel und mit einem größtmöglichen Willen zur Klarheit. Die Begegnung mit Lutz war eine „Liebe auf den ersten Blick“. Lutz, der schon ein paar Jahre Aktivist in der Schüler- und Lehrlingsbewegung gewesen war, wollte unbedingt dazulernen. Und Pierre liebte diese ungestüme Begeisterung. Ich stieß kurz darauf dazu, und die Zusammenfügung der drei Temperamente und Leidenschaften entzündete ein lange brennendes Feuer der Neugierde und Tatkraft. Lutz und ich waren in etwa zwanzig und Pierre vierzig Jahre alt.

Auch wenn Pierre Hamburg schon bald wieder verließ, um mit seiner neuen Freundin Nadine nach Frankreich zurückzukehren, ließ die Verbindung nicht nach. Wir kamen im Sommer für vier Wochen dorthin, wo deren Nomadentum gerade eine Unterkunft gefunden hatte, und Pierre reiste hin und wieder nach Hamburg oder zu einem Treffen anderswo. Wir praktizierten das Verlagsprogramm (diskutierten, übersetzten, suchten nach Geld, entwarfen Strategien) und daneben experimentierten wir eine politische Praxis in der Folge der Situationisten: Poesie, Alltagsleben, Politik in einem Tätigsein vereint. „Seid Wasser“ sagte man damals noch nicht, aber wir waren gegen jede Verfestigung.

Um anzudeuten, wie wir mit der „politischen Praxis“ experimentierten, hier ein Auszug aus einem Brief Pierres von 1977, in dem er seine Grundlagen der Kollektivität und des revolutionären Eingreifens als „Langstreckenpraxis“ formulierte, die auch für uns galten:

Im alltäglichen Leben/Überleben kann man nur in dem Maße erleben, in dem man darin eingreift, sich ihm gegenüber aktiv verhält. Ein Irrtum wäre also zu glauben, man könnte ohne Intervention im alltäglichen Leben/Überleben zum Erleben gelangen. ... Erleben hat nur mit Lebendigem zu tun, d.h. Unmittelbarem, Direktem, Nahem ... Wie die Spontaneität ist das Erleben vielmehr eine Eroberung als ein Gegebenes ...

FABEL

hören sie doch auf aber hören sie doch auf
angst zu haben und der alte
wackelpudding
sinkt endlich zusammen
in die peugeot taxie die davon fährt
langsam ganz langsam
hören sie doch auf aber hören sie doch auf
angst zu haben rue cassette paris
also in frankreich am ersten juli
1968
vielleicht sagt ihnen sowas nichts-
mir aber sehr viel

„Am hellen Tag“ (links) und „Fabel“ aus: Die Straßen, die Mauern, die Commune – aus dem Französischen übersetzt von Pierre Gallissaires, Hanna Mittelstädt und Lutz Schulenburg)

Ein Subjekt/Individuum lässt sich dadurch definieren, dass es durch den Willen zum Leben lebendig gemacht wird, den Willen zum Leben, den es entweder nie ganz verloren oder auch wiedererlangt hat, den Willen, sich selbst und die Welt zu erzeugen und zu gestalten, sich selbst zu machen, wie man Geschichte macht ...

ein Subjekt, ein Individuum, das durch die Tätigkeit zum Ausdruck kommt, durch diese „notwendige Entäußerung“, und nur durch sie zu sich selbst kommt und sich selbst verwirklicht (Debord, These 161 ((aus: Die Gesellschaft des Spektakels))); das den anderen nur dann begegnen kann (Kommunikation), wenn sie gleichfalls durch denselben Willen zum Leben getrieben werden (und nicht nur Überlebende sind) ...

Bekanntlich ist die erste Form, in der dieser Wille zum Leben zum (äußerlichen) Ausdruck kommt, die Spontaneität, die „Seinsweise der individuellen Kreativität“ (Vaneigem) und die Poesie die „Organisation“ dieser „kreativen Spontaneität“ ... Eingreifen, intervenieren, in die Hand nehmen, schöpferisch gestalten, spielen usw. usf. ... aber wie?

1. die beste Intervention ist diejenige, die am weitesten vom Militantismus (=Politaktivismus) jeder Art entfernt ist und bleibt. ...
2. die beste Intervention ist diejenige, die am weitesten von der Wiederholung, d.h. auch von der Austauschbarkeit entfernt ist und bleibt.
3. die beste Intervention ist diejenige, die am weitesten von dem Bewusstsein der „notwendigen“ Fügung entfernt ist und bleibt.

... und im positiven Sinne
1. die dem Spontanen am nächsten ist und bleibt, d.h. eigentlich, die ihm trotz all seiner Unzulänglichkeiten und Unvollständigkeiten Vertrauen schenkt, ein selbstkritisches Vertrauen, das weiß, das Spontane sei auf der einen Seite kein Gegebenes, es enthalte aber auf der anderen Seite in sich selbst die Elemente ihrer Weiterführung und Entfaltung - ihrer Organisation, ihrer eigenen Poesie ...
2. die dem Moment am nächsten ist und bleibt, d.h. dem

Punktuellen des einmaligen, unmittelbaren und einheitlichen Moments ... gegen die tote Zeit der hektischen Wiederholungsversuche, die Zeit sozusagen zu verlangsamen, um die „fortwährenden Leidenschaften der unmittelbaren Erfahrung zu erleben ... sie nicht an sich vorbeiziehen zu lassen, sondern sie zu leben und fortwährend neu zu schaffen ...“ (Raul Vaneigem)

... (schlussfolgernd)
5. die beste Intervention ist diejenige, die ein Maximum an Lust zum Spiel und an Spielmöglichkeiten und -formen einsetzt, die am meisten das dialektische Spiel des erlebten Raumes und der erlebten Zeit betätigt, mit dem Ziel, die einheitliche Raum-Zeit des Erlebten zu konstruieren.

... die keinen qualitativen Unterschied zwischen Ausgangspunkt und Ziel kennt, das ist sogar ein Aspekt ihrer Einheitlichkeit ...

Es lebe unsere unreduzierbare Unzufriedenheit und Begierde dem Leben gegenüber!

Es lebe das ständige Experiment - zur ständigen Kritik und Neuschaffung der Totalität des alltäglichen Lebens!

Ohne tote Zeit, ohne Hemmnisse, so unterschrieb Pierre jeden Brief und auch diesen auf deutsch verfassten und noch viel längeren Exkurs über die Grundlagen der Organisation ... Wir versuchten also, dieses Wissen in die Praxis umzusetzen, d.h. zu leben, persönlich, kollektiv. Diese Haltung lag immer über unserem Verlagsunternehmen, und der Spagat zwischen den täglichen Erfordernissen - den sich verfestigenden Formen der Ökonomie und Bürokratie, ihren Zwängen und Wiederholungen - und der revolutionären Vision war oft anstrengend.

Nicht zuletzt, weil der Verlag bald kein „Spiel“ mehr war, ist Pierre in Distanz gegangen und sich selbst treu geblieben. Um Pierre kein Unrecht zu tun: er hat ganz selten solche grundsätzlichen Thesen aufgeschrieben oder mündlich vertreten. Das entsprach gar nicht seinem Temperament. Aber hin und wieder kam es aus ihm heraus, wenn der „verlorene Haufen“ in Deutschland sich verrannte oder Lutz verzweifelte.

Fortsetzung nächste Seite



Pierre Gallissaires

Foto: Hanna Mittelstädt

tons auf dem Boden stand. Aber nur einen kleinen Teil, denn das meiste war bereits ordentlich in Regale eingeordnet. Pierre hasste das, was landläufig Ordnung genannt wird, er hasste weiße Wände, Krankenhäuser und die Katholische Kirche. Er hasste Professoren. Und die „Alte Welt“. Hauptsächlich liebte er aber: die Poesie, die Revolution, seine eigene, selbstgebastelte Ordnung und seinen eigenen, möglichst langsamen Rhythmus, so langsam wie möglich in all

Die Zwischenräume nutzen!

Nachruf auf den Anarchisten und Anthropologen David Graeber

geboren am 12. Februar 1961 in New York City, gestorben am 2. September 2020 in Venedig

In seinem Nachruf auf den am 2. September 2020 verstorbenen Anthropologen David Graeber erweckt Robert Misik in der ZEIT den Eindruck, Graeber sei eher so zufällig mit dem Anarchismus in Verbindung gebracht worden. „Anderen linken Strömungen oder gar Parteien fühlte er sich nicht richtig zugehörig, so war er vielleicht eher ein Anarchist mangels besserer Alternative.“

Wahrscheinlich war er deshalb Mitglied der anarchistischen Gewerkschaft Industrial Workers of the World (IWW), weil es ja sonst keine Gewerkschaften gibt. Und vermutlich hat er auch deshalb Texte wie „Fragmente einer anarchistischen Anthropologie“ geschrieben oder auch „Die anarchistische Anthropologie, die beinahe schon existiert“, weil er sich sonst keiner Form von Anthropologie so richtig zugehörig fühlte.

Am Ende seines Bestellers „Schulden. Die ersten 5000 Jahre“ schreibt Graeber: „Niemand hat das Recht, uns zu sagen, was wir wirklich wert sind“. Da kommt eine Grundhaltung zum Ausdruck von jemandem, der sich seit seinem sechzehnten Lebensjahr als Anarchist bezeichnet, die wir bloß mangels besserer Alternative mal anarchistisch nennen können. Aber Vorsicht, Misik warnt: „Anarchist“ nannte er sich – oder wurde er genannt –, aber ob er wirklich einer war, das kann man diskutieren.“ Sicher, das kann man, ebenso wie man diskutieren kann, ob Robert Misik ein Journalist ist oder ob DIE ZEIT eine Wochenzeitung ist. Das halten sie nicht aus, die sozialdemokratischen Linken, dass einer „einer der originell-

sten Kapitalismuskritiker, den die heutige Linke hatte“ (Misik über Graeber) ist und kein Sekundärer – und trotzdem Anarchist! Hört das nie auf?

Aber Spaß beiseite. David Graeber war, neben Noam Chomsky, der wohl bekannteste Anarchist der Gegenwart. Mit seinem besagten Buch über

Akademiker, der an anerkannten Universitäten in den USA (Yale, 1998-2005) und Großbritannien (Goldsmith's College der University of London, 2007-2013, und London School of Economics, seit 2013) unterrichtete.

Sein Anarchismus speiste sich aus beiden Bereichen, verband Ergebnisse anthropologischer

Forschung mit aktivistischen Erfahrungen. Und er ging meist, wie viele Anarchisten, von sehr einfachen Fragen aus: „Warum sollte Demokratie“, heißt es etwa in „Inside Occupy“ (2012), „eigentlich kein Verfahren kollektiver Problemlösung sein?“ Die Antwort auf die Frage nach den gesellschaftlichen Arrangements, die am besten die Beteiligung aller gewährleisten würde, war für ihn eindeutig: „Anarchie“.

Graebers Anarchismus bringt allerdings auch viele Probleme mit sich, die er mit vielen anarchistischen Ansätzen der Gegenwart teilt. Auch deshalb lohnt es sich, so darauf heranzureiten, dass Graeber Anarchist

war. Drei Beispiele:

Seine These, dass das Geld nicht aus dem einfachen Tauschhandel entstanden ist, besticht absolut. Die von ÖkonomInnen gerne kolportierte Geschichte, die Menschen hätten erst zwanzig Hühner gegen eine Kuh getauscht und dann, weil Hühner und Kühe zu schwer wurden und schlecht zu lagern waren, das Geld erfunden, ist laut Graeber nirgendwo empirisch verbürgt. Es war viel komplizierter, Graeber spricht von einer „humanen

Ökonomie“ jenseits von Marktplätzen und instrumenteller Vernunft. Dass Gegenstände erst als Geld verwendet werden, „wenn Regierungen und Märkte ins Spiel kommen“, scheint zudem eine anarchistische Ansicht zu bestätigen. Aber stimmt es auch? Die Frage ist, ob staatliche Regulierungen nicht auch Teil einer komplexen Gabenökonomie sein können (und sogar sollten), oder ob sie ihr tatsächlich nur als äußere Gewalt gegenüberstehen. Mit der ausschließenden Gegenüberstellung von Staat und Alltagspraxis ist eine weitere fragliche These verbunden. Graebers Anarchismus ging so weit, auch einfache Handlungen, wie etwa Fremden spontan zu helfen, miteinzubeziehen. Wir seien, schloss er, auch gegenwärtig schon „von anarchistischen Sozialverhältnissen“ umgeben. Aber ist das sinnvoll, den Begriff Anarchismus dermaßen weit zu fassen? Gehört nicht viel mehr dazu, als hin und wieder freundlich zu sein? Herrschaftslosigkeit braucht doch auch Organisation gegen die Reproduktion gesellschaftlicher Klassen, braucht antisexistische Haltungen und braucht gelebten und institutionalisierten Antirassismus, mindestens. Und umgekehrt ist auch Herrschaft mehr als Staat: Dass es keinen Staat gibt, bedeutet ja leider noch lange nicht die Abwesenheit von Herrschaft. Die Gleichsetzung von Herrschaft und Staat führt drittens dazu, dass Graeber, wie manch andere Anthropolog*innen auch, hin und wieder dazu tendiert, nicht-staatlich organisierte Gesellschaften zu romantisieren. Ob die unanfechtbaren Entscheidungen von Dorfältesten oder anderen traditionellen, meist männlich besetzten Gremien aber wirklich den geregelten Verfahren eines modernen Nationalstaates immer vorzuziehen sind, sollte auch aus emanzipatorischer Perspektive infrage gestellt werden.

So hat Graeber, als Person ein Knotenpunkt vieler Debatten und Aktionen, letztlich nicht nur

anarchistische Themen wieder stärker in die öffentliche Diskussion gebracht. Das hat er getan wie kaum ein zweiter in den letzten Jahrzehnten. Er hat auch dazu angeregt, die Schwachstellen anarchistischer Theorie erneut zu diskutieren. Dabei war Graeber durchaus undogmatisch: Er bewunderte den Zapatistischen Aufstand im Süden Mexikos und unterstützte zugleich die Labour Party unter dem linken Ex-Gewerkschaftsfunktionär Jeremy Corbyn. Auch damit allerdings steht er nicht unbedingt allein im Lager der staatskritischen Linken: Schon Peter Kropotkin (1842–1921), der wohl einflussreichste Theoretiker des kommunistischen Anarchismus, zeigte sich trotz Staatsfeindschaft begeistert über jede Stimme, die für sozialistische Arbeiterparteien gewonnen werden konnte. Anarchismus schließt so gesehen politisch-strategisches Denken nicht unbedingt aus. Auch Graeber war kein vulgäranarchistischer Alles-oder-Nichts-Revolutionär. „Für den Augenblick“, schreibt Graeber in Auseinandersetzung mit dem Zapatismus, „heißt Demokratie also die Rückkehr in die Räume ihrer Ursprünge: die Räume dazwischen“.

Graeber, der aus einer New Yorker Arbeiterfamilie stammte, starb mit nur 59 Jahren an inneren Blutungen. Sein Tod ist traurig und ein herber Schlag für die linken sozialen Bewegungen und für die öffentliche Sichtbarkeit emanzipatorischer Ansätze und Ideen. Graeber war mit der Künstlerin Nika Dubrovsky verheiratet, die auch im aktuellen Buch mitredet: Gerade ist im Diaphanes Verlag ein Gesprächsband von Graeber erschienen. Darin geht es darum, „dem politischen Denken jenseits der allgemeinen Alternativlosigkeiten und politischen Schemata neue Impulse zu verschaffen“. Der Band heißt – sicherlich „mangels besserer Alternative“ – „Anarchie – oder was?“ (2020).

Jens Kastner



David Graeber am Ersten Mai in New York City, 2007
Foto: Thomas Good / Wikipedia, CC BY-SA 3.0

Schulden landete er 2011 einen weltweiten Bestseller, der selbst von der konservativen FAZ gefeiert wurde. Auch seine Bücher über die Occupy Wall Street-Bewegung, an der er beteiligt war – angeblich hat er den Slogan „We are the 99 percent“ mit erfunden – wie auch über die Arbeitsverhältnisse der Gegenwart („Bullshit Jobs. Vom wahren Sinn der Arbeit“, 2018) verkauften sich gut. Graeber war ein unermüdlicher Aktivist. Er war aber auch ein erfolgreicher

Fortsetzung von vorheriger Seite

Eine Epoche geht zuende

Dann holte er aus, in einem Deutsch, das wir immer bewundern haben.

Pierre wurde in Frankreich ein angesehener Übersetzer, zum bescheidenen Broterwerb, aber die Texte entsprachen in der Mehrzahl seinem persönlichen Geschmack. Er übersetzte eine lange Liste von Werken unterschiedlichster Autoren aus dem Deutschen: Max Stirner, Ernst Toller, Gustav Landauer, Heinrich Böll, Arthur Schnitzler, Oscar Panizza, Alfred Döblin, Hugo Ball, Karl Kraus, Joseph Roth, Hans-Magnus Enzensberger, Franz Jung, Paul Scheerbarth, Erich Mühsam, B. Traven, A. Granach u.a. Für gemeinsame Lyrik-Übersetzungen mit Jan Mysjkin aus dem Niederländischen erhielten die beiden 1995 und 2009 jeweils einen Lyrik-Preis. Pierre hasste

Preise, aber es war doch verdient.

Pierre liebte es, seine eigene Lyrik zu schreiben. Nachdem er irgendwann entschieden hatte, mit dem Übersetzen aufzuhören (er hatte stets abgelehnt, sich an einen Computer anzuschließen, er hasste Maschinen), setzte er sich jeden Abend nach einer leichten Suppe, die er liebte, an seine Schreibmaschine, eine lebenslange Treue, und dichtete, in französischer Sprache, die schweren Fensterläden zur Straße sorgfältig geschlossen. 1967 erschien sein erster Gedichtband vingt-deux poèmes (22 war seine Schreibmaschine, eine lebenslange Zahl), 1968 der Folgeband vingt-deux poèmes pour en rire. 1971 wurde Suite Benjamin mit einem beigelegten Siebdruck seines Bruders Francois in einer bibliophilen Ausgabe mit unaufgeschnittenen

Druckbögen publiziert. Es enthält die deutschsprachige Widmung vom 2. Juli 1972: für lutz und hannah, dieses stückchen einer langen folge zur befreiung der menschlichen sprache. In der Edition Nautilus wurde, als sie noch MaD-Verlag hieß, 1975 eine Sammlung von Pierres Gedichten mit Zeichnungen von Lutz als Flugschrift Nr. 10 unter dem Titel: Die Straßen, die Mauern, die Commune, 22 Gedichte über Mai und Juni 68 auf französisch und deutsch veröffentlicht. Pierres enge Freundin Evy Azuelos gründete 2009 den kleinen Verlag Aviva und veröffentlichte zwei seiner Gedichtbände: Le dit du poème parmi d'autre (Gedichte 1979 - 2009) enthält die französischsprachige Widmung: für h.m. von ihrem alten freund und komplizen „für immer“. Je tu il ou d'aucuns,

2015, mit der Widmung an mich: Für h.m., am faden der worte, der jahre und einer alten freundschaft, dein pg. Ein neuer Gedichtband ist bei Aviva in Vorbereitung. Eine Epoche geht zuende, schrieb mir eine Freundin zum Tod Pierres. Aus der Urzelle der Nautilus-Epoche bin ich jetzt die letzte. Die Nautilus-GMBH der Mitarbeiter*innen ist eine neue Epoche, an der ich nicht mehr teilhabe. Ich sitze am Schreiben der Verlagschronik, die bis Lutz' Tod reichen wird, und bin mit den Verlagskorrespondenzordnern von 1972 schon bis 1979 vorgedrungen. Die Hälfte der Ordner nimmt der Briefwechsel zwischen Lutz und Pierre ein. Was für ein Schatz, dass es sie gibt. Was für eine lebenslange Arbeit am Wort. Was für Lebenslinien: vom Vorstadtproleten

ohne gültigen Schulabschluss und mit nicht bestandener Dekorateurslehre zum erfolgreichen Verleger (Lutz), von der recht ordentlichen Abiturientin zur Erbin unserer Erfahrungen, vom Deserteur aus dem Algerienkrieg Ende der fünfziger Jahre, dem begehrtesten Kombattanten im Mai 68 zum Dichter an der Schreibmaschine im Jahr 2020. Pierre wurde 88 Jahre alt.

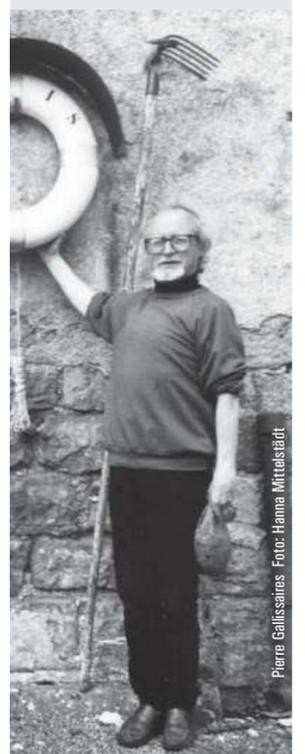
Hanna Mittelstädt

Anmerkungen:
1) Zur Geschichte der Edition Nautilus siehe: Subversive Kopffüßler? Ein Gespräch mit Hanna Mittelstädt und Lutz Schulenburg zum dreißigsten Geburtstag der Edition Nautilus, in: Bernd Dricke (Hg.), ja! Anarchismus, Gelebte Utopie im 21. Jahrhundert, Unrast Verlag, Münster 2018, S. 102-114
Zwanzigttausend Meilen für die Anarchie. Nina Nadig und Bernd Dricke im Gespräch mit den Edition-Nautilus-Verlegerinnen Hanna Mittelstädt und Katharina Picandet, in: B. Dricke (Hg.), Anarchismus Hoch 3. Utopie, Theorie, Praxis, Unrast Verlag, Münster 2016, S. 64-75



Ausgewählte Bücher von David Graeber:

- Die falsche Münze unserer Träume. Wert, Tausch und menschliches Handeln. Diaphanes, Zürich 2012
- Frei von Herrschaft. Fragmente einer anarchistischen Anthropologie. Peter Hammer, Wuppertal 2008
- Direkte Aktion. Ein Handbuch. Edition Nautilus, Hamburg 2013,
- Schulden: Die ersten 5000 Jahre. Klett-Cotta, Stuttgart 2012,
- Kampf dem Kamikaze-Kapitalismus. Es gibt Alternativen zum herrschenden System. Pantheon, München 2012,
- Inside Occupy. Campus, Frankfurt am Main 2012,
- Bürokratie. Die Utopie der Regeln. Klett-Cotta, Stuttgart 2016,
- Bullshit Jobs: Vom wahren Sinn der Arbeit. Klett-Cotta, Stuttgart 2018,
- Anarchie – oder was? Gespräche mit Mehdi Belhaj Kacem, Nika Dubrovsky und Assia Turkiyer-Zauberman, Diaphanes, Zürich 2020,



Pierre Gallissaires Foto: Hanna Mittelstädt



„Melde gehorsamst...“

Biere, Tiere, Anarchie – Cantzen/Dringenberg über Hašek



Rolf Cantzen,
Bodo Dringenberg:
Biere, Tiere, Anarchie.
Jaroslav Hašek – mehr als
Schwejk,
Launenweber Verlag,
Köln 2018,
176 S., 22 Euro,
ISBN 978-3-9817920-9-6

Jaroslav Hašek (1883-1923), der Autor des bekannten „braven (in der neuen deutschen Übersetzung wörtlich, aber ironisch: „guten“) Soldaten Schwejk“, gilt heute als tschechischer Nationalchriftsteller. Doch das ist eine posthume Erscheinung. Tatsächlich war er lange Zeit in seinem Land ein Außenseiter, verfeimt, weil er sich über alles lustig machte und besonders die satirische Technik der Überzeichnung meisterhaft beherrschte, um noch jeden Bürokraten oder jeden Vorgesetzten lächerlich zu machen und damit dessen Autorität bloßzustellen.

Selbst ernst gemeinte Stellensuche nach seinem Rauswurf aus dem Gymnasium – einem Rauswurf von vielen – schrieb er in solch satirischer Überzeichnung: „In tiefem Respekt erlaubt sich Unterzeichneter hiermit, die löbliche Direktion um die Erteilung einer Stelle bei der löblichen Bank zu ersuchen“ (S. 30). Lang blieb er auch dort nicht.

Schon beim Jugendlichen hörte man oft das „Melde gehorsamst...“ seines Spätwerks, dem

„Schwejk“ heraus, den er ab 1920 zu schreiben begann und der aufgrund seines frühen Todes Anfang 1923 unvollendet blieb. Er schrieb Humoresken, Satiren, Kurzgeschichten gegen Kirche, Bürokratie und die Regierung des österreichischen Kaiserreiches, zu dem Prag damals gehörte.

Viele Jahre seines Jugend- und auch noch Erwachsenenlebens verbrachte er als Vagabund. Er war oft verwahrlost, wurde mehrfach verhaftet und hielt sich mit kleinen Honoraren aus seinen satirischen Texten, die er an alle Prager Zeitungen schickte, mehr schlecht als recht über Wasser. Ständig bat er seine Mutter um Geld. Auch in der anarchistischen Szene Prags trieb er sich herum und schrieb für anarchistische Zeitschriften.

Mit viel Witz und Ironie begleiten die Autoren Cantzen und Dringenberg Jaroslav Hašek durch sein turbulentes Leben, das viel zu früh endete. Eine von mehreren möglichen Todesursachen war notorischer Alkoholismus, Hašek schluckte zeit-

lebens zuviel Bier. Den Schwejk schreibend, dann – schreibunfähig geworden – diktierte er am Ende seines Lebens „abseits von Prag im tschechischen Dorf Lipnice, wobei wie immer, wenn er schrieb“, so die Autoren, „viel Bier floss. Zuletzt floss nichts mehr aus seiner Feder, nur noch Bier in ihn hinein“ (S. 117).

Diese Biografie Hašeks ist immer amüsant zu lesen, dabei äußerst materialreich. Gekonnt springen Cantzen/Dringenberg zwischen realem Lebensweg und literarischer Analyse hin und her. Besonders spannend fand ich das Kapitel über Hašeks gleichaltrigen libertären Weggefährten Franz Kafka, der ebenfalls 1883 in Prag geboren wurde und kurz nach Hašek, 1924, starb. Kafka schrieb in Deutsch, Hašek in Tschechisch; Kafka beschrieb den psychischen Horror und die Verstrickung in rechtlichen und institutionellen Verhältnissen, Hašek überzeichnete sie und machte sich über sie lustig; Kafka war als höherer Verwaltungsangestellter immer eine gepflegte Erscheinung und An-

talkoholiker, Hašek wirkte heruntergekommen und versoffen – aber es gab auch viele Gemeinsamkeiten: Beide bewegten sich in der Prager anarchistischen Szene, verkehrten in denselben Kneipen und hatten in dem Anarchisten Michal Mareš einen gemeinsamen Freund – ein direkter Austausch zwischen Kafka und Hašek ist jedoch nicht belegt (S. 83f.).

Cantzen und Dringenberg weisen jedoch auf die ideologische Unzuverlässigkeit Hašeks hin. Für seine erste Geliebte Jarmila folgte er ohne Widerspruch der Weisung deren Vaters, für dessen Zustimmung zur Heirat das anarchische Milieu nicht mehr zu frequentieren. Nur der Satire blieb Hašek für immer treu. Jarmila ließ an einer Stelle in die seelischen Abgründe Hašeks blicken, als sie meinte, die Satire Hašeks habe übertönt, „was in ihm weinte und stöhnte“ (S. 61). Auch seine unhinterfragte Kriegsbeteiligung im Ersten Weltkrieg wirkt auf mich verstörend. Er wechselte schnell die Fronten von nationalistisch-

tschechischen Truppen hin zur 5. Roten Armee der Bolschewiki. Er wird im Krieg zweimal wegen Tapferkeit ausgezeichnet – und das ist kein Witz (S. 91ff.)! An reale Kriegsdienstverweigerung schien er nicht gedacht zu haben. 1920 kehrte er als politisch Resignierter nach Prag in die nunmehr tschechoslowakische Republik zurück. Doch noch 1921 verteidigte er mit seiner typischen satirischen Überzeichnung Lenin gegen Vorwürfe, in der Sowjetunion werde viel gemordet. Hašeks Antwort: „Natürlich. Dort wird jeder, der noch lebt, umgebracht. Der letzte Bolschewik, der dies alles leitet, Lenin, wird in dem Augenblick, als er in Russland ganz allein dastehen wird, in den Gully springen und den Kanaldeckel hinter sich zuklappen“ (S. 110). So konnte sich auch die Satire à la Hašek am Ausgang des Ersten Weltkriegs opportunistisch und durch Überzeichnung in den Dienst einer autoritären Herrschaft stellen.

Lou Marin

Vorwort zur „Antologija Anarhizma“

Vorabdruck aus Noam Chomsky: „Über Anarchismus. Beiträge aus vier Jahrzehnten“

Der folgende Text erschien ursprünglich als Vorwort zur zweibändigen, von Rudolf Rizmman herausgegebenen Antologija anarhizma. Knjižica revolucionarne teorije (Ljubljana 1986). Im neuen Buch bildet er Kapitel 6. Für diesen Vorabdruck wurde er vom Übersetzer stark gekürzt. (GWR-Red.)

Der anarchosyndikalistische Denker Rudolf Rocker beschrieb den modernen Anarchismus als das Zusammentreffen der „zwei große[n] Strömungen ...“, die vor und nach der Französischen Revolution einen sehr großen Ausdruck im geistigen Leben Europas gefunden haben:

Sozialismus und Liberalismus“. Dementsprechend gingen die konstruktivsten Elemente des modernen Anarchismus, sowohl in der Theorie als auch in der Praxis, aus einer Kritik des liberalen Kapitalismus und aus anderen Tendenzen hervor, die sich selbst als sozialistisch beschreiben.

Die liberalen Ideale der Aufklärung konnten in der entstehenden kapitalistischen Ordnung nur auf sehr partielle und eingeschränkte Weise verwirklicht werden: „Demokratie mit ihrem Motto der ‚Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz‘, und der Liberalismus mit seinem ‚Recht des Menschen auf seine Person‘ scheiterten beide an den Realitäten der kapitalistischen Wirtschaft“, stellte Rocker zutreffend fest. Denjenigen, die gezwungen sind, sich an die Kapitalbesitzer zu verkaufen, um zu überleben, wird eines der wichtigsten Grundrechte geraubt: das Recht auf produktive, schöpferische und erfüllende Arbeit, selbstbestimmt und in Solidarität mit anderen. Und unter den ideologischen Zwängen der kapitalistischen Demokratie ist es oberstes Gebot, die Bedürfnisse jener zu befriedigen, die in der Position sind, über Investitionen zu entscheiden; wenn deren Forderungen nicht erfüllt werden, wird es keine Produktion, keine Arbeit, keine Sozialleistungen, keine Überlebensgrundlage geben. Notgedrungen stellen alle sich selbst und ihre Interessen zugunsten des vorrangigen Bedürfnisses zurück, den Interessen der Eigentümer und Führungskräfte in der Gesellschaft zu dienen, die darüber hinaus aufgrund ihrer wirtschaftlichen Möglichkeiten ohne weiteres in der Lage sind, das ideologische System (die Medien, Schulen, Universitäten

und so weiter) in ihrem Interesse zu formen, die Rahmenbedingungen des politischen Geschehens, seine Parameter und Grundsatzzprogramme zu bestimmen und bei Bedarf über die Mittel staatlicher Gewalt zu verfügen, um jeglichen Angriff auf die etablierten Mächte zu unterbinden. In den Anfängen der liberaldemokratischen Revolutionen wurde dies durch John Jay, den Präsidenten des Kontinentalkongresses und ersten Obersten Richter des Obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten, prägnant auf den Punkt gebracht: „Die Menschen, denen das Land gehört, sollten es regieren“. Und dies tun sie selbstverständlich auch, egal welche politische Fraktion jeweils an der Macht sein mag. Die Dinge könnten kaum anders sein, wenn sich wirtschaftliche Macht auf engstem Raum konzentriert und die wesentlichen Entscheidungen über die Lebensqualität, die Investitionsentscheidungen, grundsätzlich der demokratischen Kontrolle entzogen sind. Ebenso kann das Prinzip der Gleichheit vor dem Gesetz in der kapitalistischen Demokratie nur teilweise verwirklicht werden. Rechtsstaatlichkeit existiert in unterschiedlichen Abstufungen, aber allzu oft wird Freiheit im wirklichen Betrieb wie alles andere in einer kapitalistischen Gesellschaft zu einer Art Ware: Man bekommt soviel, wie man sich leisten kann. In einer reichen Gesellschaft kann ein Großteil der Bevölkerung Freiheit in einer nicht unerheblichen Menge erwerben, aber für diejenigen, denen die wirtschaftlichen Mittel fehlen, sie in Anspruch zu nehmen, haben die formalen Rechtsgarantien wenig Bedeutung. Im Allgemeinen können die Ideale der Aufklärung nur auf eine

Art und Weise verwirklicht werden, die ein schwacher Abglanz ihrer humanen Bedeutung ist. Der Begriff „kapitalistische Demokratie“ ist eigentlich ein Widerspruch in sich, wenn wir unter „Demokratie“ ein System verstehen, in dem einfache Bürger die Mittel besitzen, tatsächlich an den Entscheidungen mitzuwirken, die ihr Leben bestimmen und ihre Gemeinden betreffen. [...]

Eine große Errungenschaft des 18. Jahrhunderts war es, die Idee und teilweise sogar die Grundformen der politischen Demokratie zu konzipieren, die den Schutz der Persönlichkeitsrechte gegen autoritäre Herrschaft miteinschließen. Aber es bleibt ein unerreichtes Ziel, die Demokratie über den eng umgrenzten Schauplatz hinaus, in dem sie halbwegs funktioniert, auf alle Bereiche des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens auszudehnen, mit echter Kontrolle der Produzenten über Produktion und Investitionen und der Beseitigung von Hierarchien und Herrschaftsstrukturen innerhalb des Staatswesens, der Privatwirtschaft und weiter Teile des gesellschaftlichen Lebens. In den meisten Ländern der Welt wurden die revolutionären Ideen des 18. Jahrhundert noch nicht verwirklicht, ganz zu schweigen von der Überwindung von Not, Hunger und Versklavung durch einheimische oder ausländische Mächte. Konstruktive Anstrengungen, Elend und Unterdrückung zu überwinden, werden naturgemäß von denjenigen blockiert, die von deren Fortbestehen profitieren, die nicht endende Tragödie der Moderne. Die Grundsätze des wahren Sozialismus bleiben eine Vision und ein großes Ziel für zukünftige Kämpfe. Um sie anzugehen oder auch nur die Probleme zu verstehen, die angesprochen werden müssen, muss man in der Lage sein, sich aus einem Netz aus Lüge und Entstellung zu befreien, in dem der Gebrauch des Begriffs „Sozialismus“ zur Bezeichnung eines Systems, das seinen Grundprinzipien eine energische Absage erteilt, nur einen wichtigen Baustein darstellt.

Die Tradition anarchistischer Ideen und, mehr noch, der inspirierenden Kämpfe der Menschen, die sich von Herrschaft und Unterdrückung zu befreien suchten, muss bewahrt und erhalten werden, nicht um Gedanken und Vorstellungen in neuer Form einzufrieren, sondern als Basis für das Verständnis der gesellschaftlichen Wirklichkeit und das Engagement, sie zu verändern. Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass die Geschichte an ein Ende gekommen ist, dass die autoritären Herrschaftsstrukturen der Gegenwart in Stein gemeißelt sind. Auch wäre es ein großer Fehler, die Stärke der gesellschaftlichen Kräfte zu unterschätzen, die für den Erhalt von Macht und Privilegien kämpfen werden.

Die heutige Wissenschaft ist weit davon entfernt, diesen Sachverhalt beweisen zu können, aber wir können nur hoffen, dass Bakunins „Freiheitsinstinkt“ wirklich ein zentraler Bestandteil der menschlichen Natur ist, und zwar einer, der nicht lange von autoritären Glaubenslehren und der durch sie verursachten Hoffnungslosigkeit, von den Machtverhältnissen und den durch sie angerichteten Verheerungen unter Wasser gehalten und beherrscht werden kann.

Noam Chomsky

Voraussichtlich im Dezember 2020 erscheint im Verlag Graswurzelrevolution in Heidelberg das Buch von Noam Chomsky: „Über Anarchismus. Beiträge aus vier Jahrzehnten. Ausgewählt, übersetzt und kommentiert von Rainer Barbey“ ca. 270 Seiten, 17,90 Euro, ISBN 978-3-939045-42-7

Anzeige

VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT



Marcus Termeer

Das Treibhaus und die sozialen Konstruktionen von Fremdheit
Metapher und Raum zwischen Herrschaftsansprüchen und Überfremdungsphantasmen
2020 – 215 Seiten – 25,00 € – ISBN 978-3-89691-263-3

WWW.DAMPFBOOT-VERLAG.DE

Mit Seifenkiste und Malerpinsel

Die radikale Gewerkschaftsbewegung in den USA und das faszinierende Leben des Anarchisten Sam Dolgoff

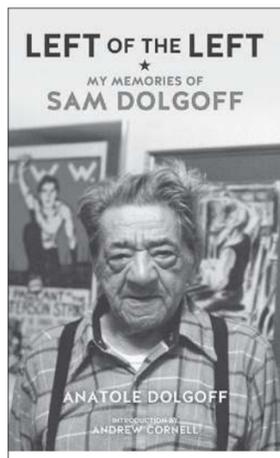
Die Geschichte der „Industrial Workers of the World“ (IWW) ist hierzulande nicht allzu bekannt. Diese sozialrevolutionäre Gewerkschaft, deren Mitglieder sich Wobblies nennen, spielte in den USA Anfang des 20. Jahrhunderts eine maßgebliche Rolle bei vielen spektakulären Streiks. Heute sind die Wobblies vor allem in den USA, Großbritannien, Australien und Kanada einflussreich. Die IWW versteht sich als basisdemokratische, von Arbeiter*innen geführte weltweite Gewerkschaft für alle Arbeiter*innen. „Wir organisieren uns als Kolleg*innen, als Nachbar*innen, als Erwerbslose, als Geflüchtete, als Studierende auf der Arbeit und in unserem sozialen Umfeld.“(1)

Anatole Durruti Dolgoff (*1937), viele Jahre Physik- und Geologie-Lehrender in New York, begibt sich mit „Links der Linken“ nun mitten hinein in diese ungewöhnlich kämpferische Gewerkschaft. Eine andere Wahl hatte er auch nicht, als er beschloss seine warmherzige und dennoch kritische Biographie über seinen Vater Sam Dolgoff (1902-1990) und damit indirekt natürlich auch über seine Mutter Esther (1901-1986) und ihre ganze Familie zu schreiben.

Die Dolgoffs kamen 1902 aus Weißrussland nach New York. Ihr Umfeld, ebenso wie das anderer armer jüdischer Einwandererfamilien, waren die Mietshäuser, Fabrikhallen, Kneipen der Bronx und anderer Immigrant*innenviertel. Zu jener Zeit kam es in den USA vielerorts zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Arbeiter*innen und Unternehmern, in deren Verlauf sich 1905 die IWW gründete, der Sam Dolgoff 1922 beitrug.

Die Biographie verbindet meisterhaft die Klassenkämpfe eines ganzen Jahrhunderts mit der Gegenwart der USA. Dies in

wenigen Zeilen nachzuzeichnen scheint hingegen kaum möglich und soll hier denn auch nur ansatzweise versucht werden. Fangen wir bei der IWW an: Ihr Ziel ist die sozialistische Gesellschaft. Ihre Mittel Streik und andere direkte Aktionen, sie lehnt Bürokratie ab, auch den Parlamentarismus, eine Kaderpartei wie die etwa zeitgleich entstehende Bolschewiki in Russland sowieso. Bald nach ihrer



Cover der Originalausgabe

Gründung wurde die IWW zum Staatsfeind Nr. 1 erklärt, auch, weil sie sich weigerte, während des Ersten Weltkriegs in den patriotischen Taumel einzustimmen und ihre Streiks für bessere Arbeitsbedingungen einzustellen. Zu jener Zeit wurden die meisten der Organisator*innen verhaftet, hunderte manchmal für viele Jahre weggesperrt, einige verbannt. Andere, wie der Schwede Joe Hill (1879-1915) waren fingierten Mordanklagen ausgesetzt. 1917, als die Mitgliederzahl der IWW mit 150.000 ihren Höchststand erreichte, wurden etwa 1300 streikende Minenarbeiter in Bisbee Arizona für 36 Stunden fast ohne Wasser in der Wüste ausgesetzt und anschließend deportiert. In Everett, im Bundesstaat

Washington, wurden bei einer Schießerei fünf Wobblies getötet. Insgesamt starben in den Klassenaufeinandersetzungen von 1907 bis 1921 mehr als hundertfünfzig Aktivist*innen.(2) Bekanntere Wobblies dieser Zeit sind u.a. Mary Harris „Mother“ Jones (1837-1930), der einäugige, über 1,90 Meter große Big Bill Haywood (1869 - 1928) oder auch James Connolly, der zurück in Irland 1916 den Osteraufstand gegen die englische Kolonialherrschaft anführte.

Lange vor der Bürgerrechtsbewegung sah die IWW die Aufhebung der Klassengesellschaft und die Überwindung des Rassismus als untrennbar an. Anatole Dolgoff beschreibt, wie Big Bill Haywood 1912 eine Versammlung weißer Holzarbeiter Louisianas aufforderte, zu ihren schwarzen Kollegen zu gehen, die sich wegen der rassistischen Rassentrennungsgesetze in einer benachbarten Halle treffen mussten: „Ihr arbeitet in demselben Sägewerk, (...) manchmal arbeitet ihr zusammen, um den gleichen Baum zu fällen. (...) Wäre es nicht sinnvoller die Schwarzen bei diesen Treffen mit einzubeziehen? Wenn das gegen das Gesetz ist, müsst ihr diesmal das Gesetz brechen!“

Das taten die Männer und traten gemeinsam der Gewerkschaft bei. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in der McCarthy-Ära (1947-1957), folgte eine weitere erdrückende Phase der Verfolgung. Die Wobblies waren geschwächt, aber völlig zerschlagen wurden sie nie, was - und nun kommen wir wieder zur eigentlichen Biographie - an dem Engagement einiger weniger wie Sam und Esther Dolgoff lag. Sam, der bereits als Kind zu arbeiten begann, brauchte zunächst einmal seinen Malerpinsel, um den Lebensunterhalt für seine Familie zu verdienen. Und dann war da die Seifenkiste aus Holz, von der aus er, wie andere auch, unangemeldete Reden an

Straßenecken abhielt. Zu seinen Freunden zählten der charismatische Ben Fletcher (1890 - 1949), der als Schwarzer bei einer solchen Rede einmal fast gelyncht wurde, und Carlo Tresca (1879 - 1943), der sich in den Gassen der Bronx mit Faschisten und Mafia anlegte und von letzterer ermordet wurde.

Sam Dolgoff fiel besonders durch seine Beharrlichkeit auf, er, seine Frau und seine Freunde gründeten ein halbes Dutzend Gruppen und Zeitschriften wie „Vanguard“. Zudem schrieb er als „Arbeiterintellektueller“ wegweisende Werke:

„Die Illusion der Arbeiterpartei“ (erschienen 1961), „Bakunin über Anarchismus“ (1971) „Anarchistische Kollektive in der spanischen Revolution 1936-1939“ (1974), „Leuchfeuer in der Karibik“ (1974) über Kuba oder seine fragmentarischen Erinnerungen, die er denn auch sinnigerweise „Fragmente“ (1986) nannte. Letztere werden mit „Links der Linken“ durch seinen Sohn erweitert.

In 71 Kapiteln, die sich meist auch gut einzeln lesen lassen, werden viele Weggefährter*innen vorgestellt, unter ihnen auch Exil-Anarchist*innen aus Spanien und Italien. Anatole Dolgoff verliert dabei nie den roten Faden, wobei er sich manchmal auch mit wunderbar schrägen Überleitungen zu helfen weiß: „Nachdem wir hier über Sozialismus, Anarchismus, die Wobblies, über Wanderarbeit, den bolschewistischen Verrat der Russischen Revolution, den Horror des Zweiten Weltkriegs gesprochen haben, kommen wir nun zum Sexualleben von Sam.“ Neben Eigenheiten seines Vaters wie zum Beispiel, dass er äußerst ungerne Hemd und Schuhe trug, schildert Anatole Dolgoff auch dessen Alkoholsucht, die über viele Jahre das Leben der Familie überschattete, bis er sie mit etwa 50 in den Griff bekam. 1954 gründeten Sam und Esther

Dolgoff gemeinsam mit Russel Blackwell die „Libertäre Liga“, die zwar nie über zwanzig Mitglieder hinauskam, jedoch der geschrumpften Bewegung über Jahre wichtige Impulse geben konnte. Blackwell hatte im Mai 1937 in Barcelona auf den Barrikaden gegen die Stalinisten gekämpft, der kurzzeitige Sam konnte von seinen Freunden 1936 gerade noch so abgehalten werden, ebenfalls in den Bürgerkrieg nach Spanien zu ziehen.

Klasse, dass der Autor auch versucht, den nicht gerade wenigen Anarchist*innen gerecht zu werden, deren Verhalten er persönlich seltsam oder gar abstoßend fand. Denn natürlich tauchen menschliche Unzulänglichkeiten in allen aktiven Gruppen auf. Wenn in „Links der Linken“ solche Konflikte geschildert werden, gibt uns das Hinweise, wie sie in Zukunft vielleicht besser gelöst werden können. Schließlich gibt es ja hierzulande ein Milieu mit dutzenden Gruppen der anarcho-syndikalistischen Freien Arbeiter*innen Union (FAU) und der IWW, das dem der historischen Wobblies ähnelt.

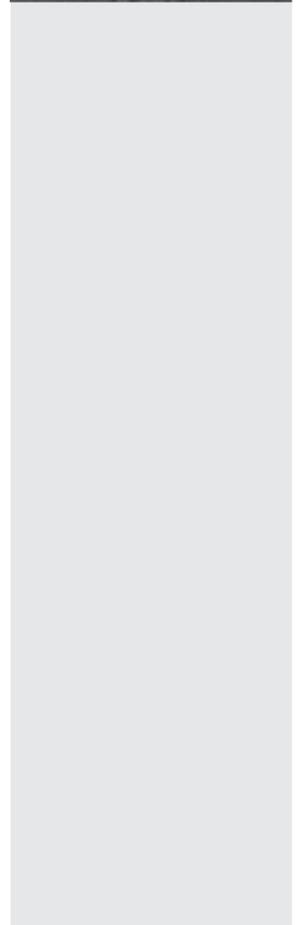
Fazit

Gekonnt und spannend schildert Anatole Dolgoff, oft als direkter Augenzeuge, das vielschichtige und faszinierende Leben seiner Eltern und ihrer Genoss*innen der IWW. Immer wieder aufblitzender Humor, Wahrheitsliebe und schriftstellerisches Können machen „Links der Linken“ zu einer wahren Freude. Nur jemand mit tiefem Wissen, Einfühlungsvermögen und nicht zuletzt großer Liebe zu seinem Vater konnte dieses Buch schreiben.

Oliver Steinke

Anmerkungen:

- 1) <https://www.wobblies.org/>
- 2) IWW historical Project https://depts.washington.edu/iww/map_killed.shtml



Anatole Dolgoff:
Links der Linken. Sam Dolgoff und die radikale US-Arbeiterbewegung,
Verlag
Graswurzelrevolution,
Heidelberg 2020,
426 Seiten, 24 Fotos,
ISBN 978-3-939045-40-3,
24,90 Euro

Anzeige



Ian Angus
Im Angesicht des Anthropozäns

Klima und Gesellschaft in der Krise

264 Seiten | 18 Euro
ISBN 978-3-89771-288-1

Wie fossile Brennstoffe unsere Welt verändert haben und warum wir einen Systemwandel brauchen

Angetrieben durch den unerbittlichen Drang des Kapitalismus nach Wachstum hat die rasante Verbrennung fossiler Brennstoffe unsere Welt innerhalb weniger Jahrhunderte an den Rand einer Katastrophe geführt. Die Tatsache, dass die biologischen, geologischen und atmosphärischen Prozesse auf der Erde maßgeblich durch die Menschheit beeinflusst werden, hat dem gegenwärtigen Erdzeitalter einen eigenen Namen eingebracht: das Anthropozän.

Ian Angus schlägt eine Brücke von den Naturwissenschaften zu den Sozialwissenschaften: Anhand neuester Erkenntnisse über die Folgen des aktuellen Wandels erläutert er, was die planetare Notlage verursacht hat.

Das Überleben im Anthropozän, so Angus, erfordert einen radikalen Wandel, der den fossilen Kapitalismus durch eine ökosozialistische Gesellschaft ersetzt.

UNRAST – Neuerscheinungen



Jamila Baroni
Teilnahme verboten
G20-Protest und der Prozess von Fabio V.

304 Seiten | 18 Euro
ISBN 978-3-89771-295-9

Feindbild >Aktivist<:
Der G20-Prozess von Fabio V.

Im Juli 2017 reist Fabio V. im Alter von 18 Jahren von Italien nach Hamburg und nimmt an einer Demonstration gegen den G20-Gipfel teil. Eine Stunde später wird er festgenommen und fünf Monate in Untersuchungshaft gehalten, ohne das ihm Straftaten nachgewiesen werden können. Es soll ein Exempel statuiert werden. Jamila Baroni, Fabios Mutter, die kurzfristig nach Hamburg übersiedelt, beschreibt aus persönlicher Sicht den Kampf um ihren Sohn gegen eine Justiz, die Strafverfahren gegen Menschen anzettelt, deren Schuld darin besteht, gegen den G20-Gipfel demonstriert zu haben.

Das ganze Programm findet ihr unter: www.unrast-verlag.de

Hedwig A.
Lindholm (Hg.)

Handbuch Pressearbeit
Soziale Bewegungen schreiben Geschichte* n

144 Seiten | 12,80 Euro
ISBN 978-3-89771-289-8

Ein Handbuch für alle, die ihre Geschichten so erzählen wollen, dass sie Geschichte schreiben

Dieses Handbuch ist eine Ermutigung und Unterstützung für alle Menschen, die die Forderungen von sozialen Bewegungen nach einer gerechten und ökologischen Gesellschaft in die Öffentlichkeit bringen wollen. Nach einer Einführung in die Entwicklung einer Pressestrategie folgen praktische Tipps rund um das Interview oder Pressemitteilungen sowie Reflexionen über die Besonderheiten der Pressearbeit von sozialen Bewegungen.

Die Autor*innen schöpfen ihre Erfahrungen aus der Arbeit in Kohlgruben, aus dem Polizeikessel und auf Camps mit wackeliger Internetverbindung.

Doyle Canning &
Patrick Reinsborough

Befreiung neu denken

Mit erzählungs-basierten Strategien Kampagnen gewinnen und die Welt verändern

304 Seiten | 18 Euro
ISBN 978-3-89771-270-6

Handbuch für praktisches PR-Training und Kampagnenplanung:
Für eine Diskursverschiebung nach links!

Der Macht der Erzählung kann sich niemand entziehen. Ob in Social-Media-Kanälen, in einer Presseerklärung, bei der Kampagnenplanung oder auf der Stadtteilversammlung – die passende Erzählung zu finden, ist eine Kunst. Dieses Wissen kann allen Basisaktivist*innen helfen, effektiver für gesellschaftliche Emanzipation und den Erhalt unserer Lebensgrundlagen zu streiten.

In *Befreiung neu denken* untersuchen Canning und Reinsborough, wie die Macht von Narrativen, Kultur und Imagination für eine Strategie der sozialen Veränderung fruchtbar gemacht werden kann. Dieses einzigartige Praxishandbuch stellt einen theoretischen Rahmen, praktische Werkzeuge und eine Innenansicht der Methode des *Center for Storybased-Strategy* (CSS) zur Verfügung, die in den letzten 15 Jahren viele erfolgreiche soziale Bewegungen der USA mit geprägt hat.





Zeichnungen: Clifford Harper

Die Verhältnisse ändern

Politischen Druck machen ist wichtiger als nur „richtig“ einzukaufen

Mit seinem Buch „Schluss mit der Ökomoral! Wie wir die Welt retten, ohne ständig daran zu denken“ knüpft Michael Kopatz an seine 2018 veröffentlichte „Ökorumine“ an. Mit fast unerschütterlichem Optimismus schildert der Wissenschaftler des „Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie“ an Beispielen aus verschiedenen Lebensbereichen, dass es nicht darum geht, individuell das Richtige zu tun – wengleich dies wünschenswert sei – sondern sich für Verhältnisse einzusetzen, in denen es das Einfachste und Naheliegendste ist, nachhaltig zu handeln.

Wie besetzt der Autor von seinem Thema ist, ohne dabei seinen Humor zu verlieren, das zeigt sich schon in den „Zehn Geboten zur Ökoerlösung“, die er voranstellt: „Arsch hoch! Du bist das Volk“ und „musst die Verhältnisse ändern“, zum Beispiel durch Unterstützung des Vereins LobbyControl, mit Protesten gegen die Agroindustrie und stadtpolitischen Enga-

gement und „nicht shoppen am Tage des Herrn“.

Der vermeintlichen Macht der Verbraucher*innen erteilt Kopatz eine klare Absage und stellt stattdessen fest: „Das Konzept der Ökorumine beginnt nicht in den Köpfen, sondern bei der Infrastruktur“. Dafür gäbe es einiges zu tun, und das klingt bei Kopatz mitunter, als sei es eigentlich ganz einfach. Statt mit moralischen Appellen Einzelne zu überfordern, müssten die Standards und Limits für die Produktion verändert werden – wozu nur Politik in der Lage ist, weswegen es wichtiger sei, „richtig“ einzukaufen.

Im Detail stellt es sich jedoch oft viel komplexer dar. Hier ein paar Beispiele aus dem Kapitel „Unterwegs“ zur Frage der Mobilität: Würden keine Straßen mehr gebaut, Tempolimits eingeführt und ein günstiger oder sogar kostenloser öffentlicher Nahverkehr angeboten, so würde sich nicht nur der In-

dividualverkehr, sondern auch der Warentransport verändern. Autofreie Quartiere und fahrradfreundliche Stadtgestaltung bringen – neben den notwendigen Änderungen des Verkehrsverhaltens – auch einen deutlichen Zuwachs an Lebensqualität. Darüber hinaus würden auch die Immobilienpreise steigen, bemerkt Kopatz wohlwollend. Auch sein Vorschlag, limitierte Lizenzen für die Zulassung von Autos auszugeben, die dann gehandelt werden könnten, zeigt die doch recht marktbasierende Sicht des Autors, ebenso wie die Begrenzung des Flugverkehrs durch Preiserhöhungen. Seiner Kritik an der Mehrwertsteuer auf Bahnfahrkarten, während Flugtickets steuerfrei sind, ist jedoch zuzustimmen.

Selbstverständlich fehlen auch nicht die überdimensionierten SUVs, freudig zeigt der Autor einen Aufkleber: „Eine Penisverlängerung wäre klimafreundlicher als dieses An-

geberauto“. Er rät jedoch, statt Freundschaften durch solche Kritik zu riskieren, sich besser beim Parking Day oder der Critical Mass zu engagieren. Klimalabels für Autos, die das CO₂ in Relation zum Gewicht bewerten, statt den absoluten CO₂-Ausstoß, brandmarkt er zurecht als „Fake“. Nicht nachvollziehbar war für mich allerdings, warum Carsharing sinnvoll, ja sogar „der Albtraum für die deutsche Autowirtschaft“ sein soll. Zum automatisierten „autonomen Fahren“ skizziert Kopatz immerhin sowohl ein ökologisches als auch ein Horrorszenerario.

Weitere Lebensbereiche sind Konsum und Essen, sowie Wohnen, Wärme und Strom. Zu allen Themen gibt es neben vielfältigen Anregungen knapp und übersichtlich gehaltene Zahlen, sowie eine Reihe von Illustrationen mit aussagekräftigen Bildunterschriften. Das Buch ist einfach und verständlich gehalten, Kopatz möchte überzeugen

und motivieren. Mit seiner Botschaft, dass sich grundlegend etwas verändern muss, vermittelt er auch die Vorstellung, dass dies im herrschenden System möglich sei. Schon heute etwas zu verändern ist sicherlich wichtig und notwendig, gleichzeitig wirkt es mitunter etwas gutgläubig, als würde es reichen, vernünftige Argumente zusammenzutragen, als gäbe es weder Macht noch profitgenerierende Eigentumsverhältnisse oder kapitalistische Wachstumszwänge. Der Autor appelliert an ein undefiniertes „Wir“ aus einer mittelschichtigen Perspektive derjenigen, die zwar ökologische Grundüberzeugungen teilen, diesen jedoch oft im Privaten nicht folgen. Dem grundlegenden Ansatz, die ökologische Frage zu politisieren, moralische Ermahnungen fallen zu lassen und die Verhältnisse zu ändern, kann trotzdem uneingeschränkt zugestimmt werden.

Elisabeth Voß

Michael Kopatz:
Schluss mit der Ökomoral!
Wie wir die Welt retten,
ohne ständig daran zu
denken,
oekom Verlag,
München 2019,
240 Seiten, 20 Euro,
ISBN 9783962381318



Gerald Grünekle, Clemens Heni, Peter Nowak:
Corona und die Demokratie.
Eine linke Kritik. Mit einem
Geleitwort von Rebecca
Niazi-Shahabi.
Edition Critic, Berlin 2020,
190 Seiten, 14 Euro,
ISBN 978-3-946193-33-3

Covid 19 und die Demokratie

Diskussionsbeitrag zur Kritik an den Corona-Maßnahmen von links

Die Corona-Maßnahmen der Regierung werden nicht nur von rechts kritisiert. Mit „Corona und die Demokratie. Eine linke Kritik“ haben Gerald Grünekle, Clemens Heni und Peter Nowak Mitte Mai streitbare Thesen vorgelegt. Das Geleitwort zum Buch der drei Männer verfasste Rebecca Niazi-Shahabi, die sich gegen den „Gesundheitswahn“ und seine autoritären Folgen positioniert.

Die Autoren schreiben an gegen eine „Panikmache“, die sie „für die größte Katastrophe“ seit 1945 halten, „schlimmer noch als der deutsche Herbst 1977“ (1). Sie werfen der gesellschaftlichen Linken vor, mitzumachen und damit der extremen

Rechten in die Hände zu spielen. Gerald Grünekle kritisiert blinden Gehorsam und beschreibt, wie vielen Bevölkerungsgruppen Schaden zugefügt wird, statt sie zu schützen. Viele würden gerne gehorchen und eine „neue Volksgemeinschaft“ fordere Ausgangssperren und Maskenpflicht. Gerade jetzt sei es jedoch wichtig, sich kollektiv „gegen die Zumutungen von Staat und Kapital“ zu wehren.

Als „Schwachsinn und Panikmache“ bezeichnet Clemens Heni Kita- und Schulschließungen. „Überwachen und Strafen, Gesundheit und Wahn“ lägen heute so nah beieinander wie noch nie zuvor. Er kritisiert, dass angesichts Corona so-

fort panisch gehandelt, jedoch nichts gegen die Klimakatastrophe getan würde. Kritik würde von extremen Rechten und Querfront-Medien okkupiert, und jederzeit könnten die Grundrechte entzogen werden. Die Maskenpflicht und deren Befolgung bezeichnet er als „Selbstfaschisierung“. Demgegenüber äußert sich Peter Nowak differenzierter. Er kritisiert, dass die Gewerkschaft verärgert wegen Corona alle Arbeitskämpfe absagt, und dass Einzelne über ihren Schutz nicht mehr selbst entscheiden dürfen. Es gäbe viele Krankheiten, die die Arme und Schwächere treffen, warum wird gerade bei Corona ein Notstand ausgerufen? Die

Rechte von Millionen Menschen würden eingeschränkt und die Panik nütze nur den politisch Rechten. Vorschlägen, einen solchen Notstand auch zur ökologischen Umgestaltung zu nutzen, erteilt er eine Abfuhr, denn der Staat sei kein Mittel zur Gesellschaftsveränderung. Die Grundrechte-Demonstrationen, bei denen er soziale Forderungen vermisst, sollten abgesagt werden, wenn sie die Rechten nicht draußen halten können. Auch nach Monaten sind viele der hier angesprochenen Kritikpunkte nach wie vor wichtig und liefern Denkanstöße, die in den Corona-Debatten viel zu selten zu hören sind. Leider fehlt ein Blick auf die Opfer, die am Co-

rona-Virus schwer erkrankt und gestorben sind. Etwas Mitgefühl mit deren Leiden hätte dem Buch gut getan. Jedoch schmälert dies nicht das Verdienst der Autoren und auch der Verfasserin des Geleitworts einen Beitrag geleistet zu haben für einen Suchprozess des Fragens und Infragestellens. Denn Demokratie bedeutet nicht, endgültige Wahrheit herauszufinden oder auf der (vermeintlich) richtigen Seite zu stehen, sondern sie ist ein Prozess der fortwährenden Abwägung unterschiedlicher Fakten und Meinungen. In diesem Prozess sollten auch die hier vorgelegten Stimmen gehört werden.

Elisabeth Voß

Viele Solidaritäten im Wohnungs- und Lebenskampf

Der Journalist Peter Nowak (konkret, taz, Jungle World) und der Fotograf und Filmemacher Matthias Coers (Mietrebellen, Das Gegenteil von Grau) bieten mit „Umkämpftes Wohnen“ einen knapp 140-seitigen Überblick über den organisierten linksradikalen Widerstand gegen die kapitalistische Wohnungswirtschaft in Deutschland und Europa. Dabei lassen sie die Aktivist*innen vor Ort mit verschiedenartigen Beiträgen in unterschiedlicher Länge und Ausführlichkeit zu Wort kommen. Kurze Statements, längere Interviews, ausgefeilte Selbstdarstellungen, programmatische Entwürfe und detaillierte Erfahrungsberichte – fast alles ist dabei. So authentisch die Texte dadurch sind, das Lesen macht es nicht leicht. Auf jeden Fall zwingt es dazu, selbst inhaltliche Verknüpfungen zu bilden, um zu verstehen, was es mit dem im Untertitel benannten „Neuen Solidarität in den Städten“ auf sich hat.

Schnell wird deutlich, dass hier eigentlich verschiedene Solidaritäten zum Thema gemacht werden. Um die drei wichtigsten zu nennen: die Kiez-Solidarität, die geprägt ist vom Bemühen, das angestammte, menschenfreundliche Zusammenleben zu bewahren, die Nothilfe für Menschen aller Herkünfte, Klassen und Milieus, denen – immer häufiger von heute auf morgen – städtischer Wohnraum verwehrt wird und natürlich die antikapitalistische Kampf-Solidarität, die nicht nur persönliches Engagement auf der Straße und in besetzten Häusern verlangt, sondern auch das entsprechende Bewusstsein. Zwar widersprechen sich diese Solidaritäten nicht grundsätzlich, aber für die beteiligten Akteur*innen kommt nicht unbedingt jede Solidarität in Frage – mithin auch nicht ein Mitmachen in jedem Kollektiv von Bewegten. Es gehört zu den Stärken des Buches, dass die Aktivist*innen offen, ehrlich und reflektiert die entsprechen-

den Probleme und Defizite ihrer Gruppen zur Sprache bringen. Die meisten Beiträge im Buch folgen einer gemeinsamen Prämisse: Die Wohnungsfrage ist auf das engste mit den sozialen Verwerfungen kapitalistischer Gesellschaften verwoben. Ausgrenzung, Diskriminierung, Ausbeutung, Arbeitslosigkeit und Prekarität hängen unmittelbar mit dem Problem zahlbarer Mieten zusammen; entsprechend müssen diese Themen gemeinsam in den Blick genommen und bearbeitet werden. Prägnante Begriffe wie „Soziale Kampfbaustelle“ oder „Stadtteil-“ bzw. „Mieter*innengewerkschaft“ bringen einige dieser Zusammenhänge auf den Punkt. So thematisch umfassend, wie hier an vielen Stellen argumentiert wird, hätte der Buchtitel auch „Umkämpftes Leben“ heißen können. Die Frage der neuen Solidarität wiederum stellt sich als die nach Bedingungen und Möglichkeiten von politischen Kollektiven überhaupt. Diese bilden

die Grundlage für eine effektive Organisation und sind für die meisten Gruppen von zentraler Bedeutung. Eine individuelle, bürgerliche Spontan-Solidarität bei monothematischen Demos gegen die Wohnungsknappheit mag wünschenswert sein. Echte Veränderungen können sich aber nur ereignen, wenn sich die Betroffenen einig werden und bleiben, um den Kampf um gerechte Verhältnisse gemeinsam anzugehen. Von den 16 Beiträgen stammen fünf aus einem nicht-deutschen Kontext (Polen, Spanien, Griechenland und Italien). Auch wenn es Unterschiede gegenüber der deutschen Situation gibt, bestätigt sich grundsätzlich auch woanders in Europa die Notwendigkeit einer thematisch breit angelegten, antikapitalistischen Bewegung. So auch in Barcelona. Die Solidarität fällt im Beitrag von Josep Maria Montaner, Senator für Wohnungsfragen, allerdings etwas aus der Reihe. Als Linker

im Amt versucht er, eine sozial gerechte Wohnungspolitik im Spagat gegen die Interessen von Banken einerseits und konservativer Verwaltung andererseits durchzusetzen. Hier zeichnen sich Möglichkeiten und (vor allem) Grenzen einer Solidarität ab, die innerhalb gegebener politischer Strukturen zu wirken versucht.

Der Sammelband bietet einen Weitwinkelnblick über aktive linke Gruppen, ihren politischen Kontext und ihre Krisen, aber keine zusammenhängende Analyse des solidarischen Kampfes für das Recht auf Wohnen. Das Buch soll einen „ermutigenden Beitrag zur neuen Solidarität in den Städten“ leisten, so schreiben es die Herausgeber in der Einleitung. Richtig gelesen kann das gelingen, wenn eine übergreifende solidarische Haltung die Textlektüre begleitet. Eine solche vermittelt der Sammelband selbst allerdings nicht.

Matthias Kayß



Peter Nowak / Matthias Coers (Hg.):
Umkämpftes Wohnen.
Neue Solidarität in den
Städten,
edition assemblage, Mün-
ster 2020,
141 Seiten, 10 Euro,
ISBN 978-3-96042-017-0,
http://d-nb.info/1120716683

Auf der Suche nach dem neuen alten Proletariat

Im Schwerpunkt „Arbeit und Literatur“ der Zeitschrift „Arbeit – Bewegung – Geschichte“ wird aus einer breit angelegten historischen Perspektive der Frage nachgegangen, welche Funktion Literatur für das Bild von Arbeit und für die Vorstellung von einer Arbeiter*innenklasse ausübt. Letztlich geht es darum, das identifikatorische Potenzial von Arbeit sowohl für die Gemeinschaft der Arbeitenden auszuloten. Dass dieses Unterfangen im Rahmen eines Sammelbands maximal schlaglichtartig angegangen werden kann, versteht sich. Die versammelten Beiträge entwerfen aber mit einer großen historischen Spannweite ein vielschichtiges Panorama literarischer Entwürfe von Arbeit, Arbeitenden und der Arbeiter*innenklasse.

Ein Highlight des Bandes hinsichtlich der Frage, was Literatur für Vorstellungen von der Arbeitswelt und ihrer Protagonist*innen leistet, ist das Interview mit Anke Stelling, Autorin des Romans „Schäffchen im Trockenen“. Sie zeigt hier das Potenzial fiktionaler literarischer Entwürfe. Protagonist*innen in gesellschaftliche Settings zu platzieren und auszuloten, wie sich die einzelnen Individuen in sozialen Strukturen bewegen, wie sie entscheiden, wie sie fühlen. Literatur ist keine Soziologie, sie verfügt neben den wissenschaftlichen Beschreibungs-, Erklärungs- und Vorhersagefunktionen über die Fähigkeit, Leser*innen „mitfühlen und miterleben“ zu lassen, „ein erstaunlich günstiges und leicht

zugängliches Empathietraining“ (37), so Stelling.

Den größten Teil des Schwerpunkts zu Arbeit und Literatur nehmen gleich vier Beiträge von US-amerikanischen und britischen Autor*innen ein, die bereits 2017 erstmalig erschienen und nun in deutscher Übersetzung publiziert werden. Sherry Lee Linkon analysiert amerikanische Arbeiterliteratur „nach der Deindustrialisierung“, so der Titel. Die ‚Deindustrialisierung‘ und die damit verbundene ‚Deindustrialisierungsliteratur‘ verortet sie am Ende des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart und zeichnet anhand von interessanten Lektüren ein Bild der amerikanischen Arbeitswelt. Im Zentrum steht die Suche nach der identitätsstiftenden Bedeutung von Arbeit für das einzelne Subjekt sowie für die Gemeinschaft der Arbeitenden. Ist ‚Arbeit‘ überhaupt noch eine Kategorie, über die sich eine Gemeinschaftsidentität formulieren ließe? Haben wir nicht alle nur noch ‚Jobs‘, die nicht nur prekär und temporär, sondern auch weniger produktorientiert sind und daher in immateriellen Werten wie Dienstleistungen etc. zerfließen? Gerade am Ende des industriellen Zeitalters werden die Brüche sichtbar, die die neuen Formen von Arbeit bei den Menschen und den Gemeinschaften hinterlassen. Die Literatur, so lässt Linkons Beitrag schließen, ist jener empfindliche Seismograph sozialer Veränderung, an dem sich diese Bruchstellen erkennen und reflektieren lassen. Linkons Artikel stammt, wie gesagt, aus dem Jahr 2017 und es wäre

spannend zu sehen, wie sich das von ihr untersuchte Verhältnis von Arbeit und sozialer sowie individueller Identität während des Trump-Regimes weiterentwickelt hat.

Die gleiche Frage stellt sich auch am Ende des Aufsatzes von Kathy M. Newman, der ebenfalls 2017 erschien und in dem sich die Autorin mit der Darstellung von Arbeiter*innen und Arbeit im Hollywoodfilm auseinandersetzt. Der Text ist eine Fundgrube für Cineasten, zeigt aber auch, wie sehr sich ‚Arbeit‘ in den vergangenen Jahrzehnten gewandelt hat und wie wenig, so scheint es, von einer Arbeiterklasse als einer irgendwie homogenen, sich mit einer gemeinschaftlichen sozialen Erfahrung identifizierenden Gruppierung die Rede sein kann. Die Autorin zeigt scharfsichtig, wie schon in frühen Hollywoodfilmen weitere diversifizierende Faktoren wie etwa Immigration, ‚Race‘, Geschlecht usw. für ein vielschichtiges Bild der Arbeiterklasse mitreflektiert werden. Es drängt sich die Frage auf, was mit der Solidarität und dem Zusammengehörigkeitsgefühl einer sozialen ‚Klasse‘ geschehen ist, ob davon in unserer Gegenwart überhaupt noch etwas übrig ist. Im Interview mit Patrick Eiden-Offe, Autor des Buchs „Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats“, wird genau dieser Frage nachgegangen. Eiden-Offe stellt die These auf, dass die Literatur einen wesentlichen Einfluss auf die Entstehung eines Klassenbewusstseins im 19. Jahrhundert

Ein Sammelband zum Thema Arbeit und Literatur lotet die Funktionen der Literatur für die Erschaffung des Klassenbewusstseins der Arbeiterklasse aus

hatte und dass es daher auch heute an den Arbeiter*innen wäre, sich eine kollektive Identität gewissermaßen selbst zu erfinden. Allerdings müsste dies in einem paradoxen Schöpfungsakt geschehen, denn die Arbeiterklasse müsste sich erst einmal „mit ihrer völligen Machtlosigkeit identifizieren“ (117) und sich auf diese Weise machtvoll als machtloses Kollektiv formieren.

Ein weiterer grundsätzlicher Aspekt des Sammelbands ist die Fokussierung auf populäre Literatur und Kunst. Freilich einleuchtend, denn die Kunst der Arbeiter*innen oder über Arbeiter*innen wurde zumeist nicht als ‚hohe Literatur‘ eingeschätzt und ist aus dem Kanon der Schulen, Universitäten und Feuilletons verschwunden. Die besondere Leistung einiger Autor*innen des Sammelbands besteht daher nicht zuletzt darin, die vielen Texte aufzuspüren, die nicht zu ‚Klassikern‘ geworden sind, so z.B. der Beitrag von Florence S. Boos über die Autobiografien viktorianischer Arbeiterinnen, in dem das Bild der englischen Arbeiterklasse des 19. Jahrhunderts um die bislang viel zu wenig sichtbare Perspektive der Arbeiterinnen erweitert wird. Auch der Beitrag von Jan Goggans über US-amerikanische Arbeiterliteratur 1830-1930 nennt zahlreiche vergessene Texte und Textformen und stellt den Umgang mit literarischen Werken in der Arbeiterklasse dar. Ergänzt wird der Fokus auf US-amerikanische Produktionen um einen Beitrag von Helen Thein über den Au-

tor Ronald M. Schernikau, der eine Ausbildung am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in der DDR genoss und im Zuge der damaligen Kulturpolitik des „Bitterfelder Wegs“ einige Zeit in einem Tagebaubetrieb arbeiten musste, um diese Arbeit literarisch zu ‚verarbeiten‘. Am Ende, nach einer scharfzüngigen Rezension von u.a. Didier Eribons „Rückkehr nach Reims“ und der Vorstellung einiger Einrichtungen zur Erforschung der Arbeiter*innenliteratur, steht ein Tagungsbericht, der einen dunklen Fleck ausmacht, den auch dieser Sammelband nicht erhellen kann: Was ist sie denn nun, die Arbeiterklasse des 21. Jahrhunderts? Die „Rückkehr“ zur Arbeiterklasse kann kein Aufwärmen eines Klassenbewusstseins des 19. oder frühen 20. Jahrhunderts werden – viel zu sehr hat sich die gegenwärtige Arbeitsgesellschaft ausdifferenziert und ebenso die Perspektiven auf Arbeit aus antirassistischer, feministischer, queerer etc. Sicht, die das Potenzial bergen, den Begriff von Arbeit, das Bild vom Proletariat und vom politischen Kampf zu „prüfen und zu erweitern“ (147). Diese ‚Rückkehr‘ zu einem erneuerten Klassenbewusstsein bleibt also am Ende als offene Frage und als Motivation, weiter zu lesen. Denn eines macht dieser Band deutlich: Die Literatur wird der Ort sein, an dem die Frage nach dem neuen Klassenbewusstsein verhandelt wird, an dem das neue Proletariat erfunden werden wird.

Kerstin Wilhelms-Zywocki



„Arbeit – Bewegung – Geschichte“, Heft 2020/II, Schwerpunkt „Arbeit und Literatur“, Metropal Verlag, Berlin 2020, 14 Euro, ISSN 2366-2367, <https://www.arbeit-bewegung-geschichte.de/19-jahrgang-heft-2020-ii/>

Mit Scaramouche auf den Pariser Dächern

„Die Armee der Schlafwandler“ lässt uns ins Innere der Französischen Revolution eintauchen

Wu Mings historischer Roman „Die Armee der Schlafwandler“ taucht ein in die Revolutionswirren in Frankreich der Jahre 1793 bis 1795, begleitet den Rächer der Sansculotten Scaramouche und fragt zugleich nach der Manipulation der Massen durch Hypnose.

Die Geschichte gegen den Strich bürsten, Gefühle und Gedanken derjenigen nachempfinden, die gegen die Herrschenden aufbegehren, das ist das Geschäft des Bologna Autorenkollektivs Wu Ming. Diesmal in der Französischen Revolution (1789-1799), die Europa für immer verändern sollte. Nach Wu Mings Streifzug durch die Revolutionsgeschichte, Deutschland im Bauernkrieg (Roman „Q“ noch als Luther Blissett), Venedig, Istanbul, Zypern und die Stadt der Sepharden Thessaloniki („Altai“), nach Kambodscha und Italien („Kriegsbeile“), Jugoslawien und Nizza („54“) dem Land der Mohawk und London („Manitua“), ist Paris schon fast überall.

Als dort die Rettung des Königs, früher Ludwig XVI, jetzt Bürger Capet, unmittelbar vor seiner Hinrichtung am 21. Januar 1793 fehlschlägt, macht sich der Anführer der Verschwörer daran, in der Provinz Vorbereitungen zur

Wiederkehr der Monarchie zu schaffen. Eher zufällig kommt ihm dabei der humanistische Arzt Orphée d'Amblanc in die Quere, als der eine Reihe von Verbrechen aufklären soll, die offenbar mit Hilfe der „Mesmerischen Hypnose“ begangen wurden. Da geht es recht schaurig zu, inklusive vermeintlicher Hexen und Werwölfe.

D'Amblancs Behandlungsmethoden hingegen wirken modern: Die Entdeckung der Elektrizität geht einher mit der des „Fludium“, Lebensfeuer (körperliche Blockaden werden geschmolzen). Das entspricht übrigens auch dem „Orgon“ des österreichischen Psychoanalytikers Wilhelm Reich (1897-1957). Obwohl über ein Jahrhundert voneinander entfernt, arbeiteten beide mit ähnlichen Hypothesen und Methoden. Währenddessen schlägt die Revolution in Paris Purzelbäume, mal hat in der sich ständig verändernden Volksvertretung eher das reiche Bürgertum die Nase vorn, mal das Frühproletariat. Beide Seiten greifen auf Terrorismus zurück, so dass einem auch heute noch bei „Französische Revolution“, neben dem Sturm auf die Bastille, als erstes das Fallbeil der Guillotine einfällt.

Im Frühproletariat, das ohne Kniebundhose der Adligen (sans culotte) unterwegs ist, also mit langen Hosen, sind Frauen die entscheidende Kraft. Einige tauschen denn auch ihre Röcke ein, wenn sie lautstark ihre Rechte einfordern. Die bewegendsten Schicksale der Näherin Marie Nozière und ihrer Gefährtinnen aus der Vorstadt Saint-Antoine, wirken sehr authentisch. Und dann ist da noch Scaramouche. Den Namen haben die meisten schon mal gehört. Vielleicht weniger, weil er im 16. Jahrhundert als Clown im italienischen Theater und Puppenspiel herumwirbelte, sondern in der „Bohemian Rhapsody“ von Queen, die im Internet allein in einer Version 1,2 Milliarden mal aufgerufen wurde. „Scaramouche, Scaramouche, will you do the fandango?“, fragt dort Freddie Mercury.

Und ja, er tanzt den impulsiven spanischen Paartanz, den Fandango, aber auf den Dächern von Paris. Um den Armen und Frauen zu helfen, begibt er sich in große Gefahr. Eigentlich heißt er Léo Modonet und ist Schauspieler. Weil er den Mund nicht halten kann, landet er erst im Gefängnis, dann unter der Brücke Pont Neuf. Von dort aus geht er alleine und ver-

kleidet gegen einige Profiteure der Not vor: „Léo humpelte mit gesenktem Kopf zwischen den Ständen mit Obst und Getreide umher, lauschte und dachte über den Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Theater nach, dem großem Welttheater, an das sich die Pariser mit größter Natürlichkeit zu gewöhnen schienen (...) Wenige Stunden zuvor, mitten in der Nacht, war ein nicht unbedeutender Schauspieler für sie in die Rolle des Scaramouche geschlüpft (...) Er wollte keinen Applaus und nicht gefeiert werden. Er entzog sich und mied die Öffentlichkeit. Trotzdem wurde er von einigen erkannt und wortlos zeigte man ihm seine Hochachtung: ein Laib Brot, Ziegenkäse, Birnen, die zusammen mit Ziegenkäse besonders gut sind...“ Die Geburtsstunde eines mutigen französischen Zorro. Ganz ähnlich wie die „Schwarze Tulpe“ übrigens, 1964 im gleichnamigen Film von Alain Delon gespielt. Die abwechslungsreiche Sprache der vier Autoren, mitreißende Dialoge und schöne Landschaftsbeschreibungen wechseln sich mit Erlassen oder der derben Pariser Schnauze der Frühproletarier ab, überzeugt ebenso wie ihre einfühlsame Übersetzung durch Klaus-Peter Arnold.



Zwar erinnert der Showdown ein wenig an die Finale der Marvel Advenger Filme, ist aber allemal spannend. Einige Kapitel haben eine starke Dichte, so dass sie sich nicht so nebenbei überfliegen lassen. Dafür dürfte vieles in der „Armee der Schlafwandler“ lange nachwirken. Und wo sonst kann man derart ins Innere der Französischen Revolution eintauchen? Hier kann man sie schmecken, riechen, fühlen und schließlich, nach einer durchgelesenen Nacht, zur Jakobinermütze greifen, um den neuen Tag als Sansculotte zu begehen.

Oliver Steinke

Wu Ming: Die Armee der Schlafwandler. Aus dem Italienischen von Klaus-Peter Arnold, Assoziation A, Berlin/Hamburg 2020, 704 Seiten, 28 Euro ISBN 978-3-86241-474-1,

Anzeigen

Viva la autonomía !

Solidarischer Handel mit Kaffee von zapatistischen Kooperativen (Chiapas/Mexiko) und der indigenen Bewegung des CRIC (Cauca/Kolumbien)



* Kaffee und Espresso auch kiloweise bestellbar
* Tee von der selbstverwalteten Fabrik ScopTi

Kaffee Kollektiv
Aroma Zapatista

Infos und Online-Shop:
www.aroma-zapatista.de
kaffeekollektiv@aroma-zapatista.de

Ein Untergrundroman

Tierbefreiung in England

1989-1997



Coverillustration des Buchs von Martin Balluch

Abbildung: Promedia Verlag

Martin Balluch:
Im Untergrund.
Ein Tierrechtsroman nach wahren Begebenheiten,
ProMedia Verlag, Wien 2018,
439 Seiten, 19,90 Euro,
ISBN 978-3-85371-445-4

In den Libertären Buchseiten vom Oktober 2010 hatte ich Martin Balluchs Buch „Widerstand in der Demokratie“ besprochen und dabei Stellungnahmen kritisiert wie: „Das Gewaltmonopol (des Staates) ist grundsätzlich zu bejahen“, oder: „Genauso wie die AktivistInnen demokratiepolitisch zu Gewaltfreiheit verpflichtet sind, muss das auch die Exekutive sein.“ Letzteres aber ist eine demokratiepolitische Illusion, denn die Exekutive ist nie gewaltfrei. Wenn man dieses Buch kennt, ist der vorliegende Tierrechtsroman über Balluchs aktive Zeit in der englischen Tierrechtsbewegung von 1989 bis 1997 zunächst überraschend, er erklärt aber die Genese des staatskonformen Verständnisses des zivilen Ungehorsams als Folge der Sackgassen, in die er sich in England treiben ließ, so dass er England klandestin verlassen und zurück in seine Heimat Österreich gehen musste, wo er nach wie vor im „Verein gegen Tierfabriken“ (VGT) aktiv ist. In diesem spannend zu lesenden, in großen Teilen autobiografischen Tierrechtsroman „Im Untergrund“ – Balluch tritt als Protagonist „Paul“ auf – erinnert er sich an seine „wilde Zeit“. Wichtig für das Verständnis des Romans ist das Vorwort: „Die öffentliche Meinung, die Medien und die Justiz wurden ignoriert. (...) Man begann in einer abgeschlossenen Blase zu leben, die sich verselbständigte“ (S. 7). Balluch zeichnet seinen eigenen Weg des Tierbefreiers in der englischen ALF (Animal Liberation Front) nach. Er bietet Einblicke in die damalige Bewegung, die in England von Polizei und Staat mit den Mitteln der Terrorbekämpfung und harten Gefängnisstrafen bis zu drei Jahren verfolgt wurde, im Falle von Barry Horne gar von 18 Jahren infolge von Brandstiftungen in Pelzgeschäften, bevor er nach 68-tägigem Hungerstreik verstarb. Die Aktionen der englischen Tierbefreier*innen richteten sich gegen Tierfabriken, die Fuchsjagden eines arroganten Adels und ihrer Schläger, gegen Abschüsse von Moorhühnern und Fasanen, Hetzjagden auf Mink-Pelztiere, Versuchstieranlagen von Beagle-Hunden, Katzen und Kaninchen. „Paul“ bekommt anfangs in Cambridge an der Uni eine interessante Forschungsstelle zum Ozonloch, nimmt Kontakte zur Gruppe ARC (Animal Rights Cambridge) auf. Er

schlittert in immer gewaltsamere Aktionszusammenhänge hinein, ein Prozess, den er als Radikalisierung beschreibt, den ich aber als Fanatisierung bezeichnen würde. Begriffe wie Gewaltfreiheit, „Friedlichkeit“, Legalität, Pazifismus werden dabei wahllos durcheinander geworfen, gleichzeitig herabgesetzt, weil die freie Abschussfahrt in die Gegengewalt dies notwendig macht, um die Abgrenzung zu rechtfertigen. Schließlich wird zu jeder von Jägern, Wildtierzirkusleuten, Versuchstierzüchtern und der Polizei erlittenen Gewalt gesagt, das wäre auch nicht vermieden worden, „wenn wir immer friedlich und unterwürfig geblieben wären“ (S. 429). Typisch für diese militante Perspektive ist diese Gleichsetzung von gewaltfreien Aktionen mit Friedlichkeit oder gar Unterwürfigkeit, wogegen dann generell Gegengewalt mit „Widerstand“ an sich gleichgesetzt und Gewaltfreiheit nicht mal mehr als Widerstandsform anerkannt, sondern nur mit legalen Demos identifiziert wird. Es ist leider die Anlage des Romans als Abschussfahrt in immer gewaltsamere Aktionen, die solch eine Perspektive auf gewaltfreie Aktion zustandekommen lässt – womöglich gegen den Willen des Autors. Die brutalen Tierquälereien werden im Roman detailgetreu dargestellt und die Aktionsabläufe in kursiv gesetzter Schrifttype quasi in Echtzeit beschrieben. Man muss den Roman jedoch gegen den Strich dieser Abschussfahrt lesen, dann kommen die Probleme zum Vorschein, die „Paul“ andeutet, aber nie reflektiert: Deutlich wird, dass die ALF eine individualistische Trademark war, keine Organisation – wer die Aktionen macht, gibt sich selbst ohne basisdemokratische Absprache mit irgendeinem ALF-Kollektiv durch Sprayen oder Presseerklärung als Teil von ALF aus: „ALF was here!“ Ursprünglich hatte ALF eine gewaltfrei-anarchistische Programmatik, doch wenn die Aktiven nach einer Befreiungsaktion einen Aufruf zum „Rache nehmen“ (S. 352) ans Tierversuchslabor sprühen, wird die Ablehnung von Gewalt gegen Menschen unglaublich. Die Aktionen wurden meist privat unter vier, fünf Freunden ausbalanciert, oft kannten sich die Aktivist*innen nicht, machten die Aktion mit schwarzen Sturmhauben anonym und

trennten sich sofort wieder. Sonderkommissionen der Polizei infiltrierten die Szene leicht mit Spitzeln. Übrig blieb ein individualistischer Aktivismus, der dem sportlich durchtrainierten Hünen „Paul“ entgegenkam. Er überließ die anderen Aktivist*innen oft unsolidarisch der Polizeirepression, während er den Jägern oder Polizisten mit seiner Ausdauer davonrannte. „Paul“ merkt dabei vor lauter Beschreibung der Polizeibrutalität gar nicht mehr, dass die englische Polizei ihm bei seinem erfolgreichen Davonlaufen nie in den Rücken schoss, wie es die französische Polizei jederzeit mit Kautschuk-Granaten und die US-Polizei mit Schusswaffen tun würde. Während „Paul“ seine Empathie mit Eddy, einem verletzten Fuchs, den die Jagdgesellschaft sogar noch aus dem Wildtierhospital entführt und tötet, ausführlich beschreibt, lässt er solche Empathie bei Menschen, die er in physischen Schlachten, etwa bei einer Mink-Jagdgesellschaft, angreift, zunehmend vermissen: „Ich hole aus und schlage ihm (einem Jäger) mit großer Wucht den Stein auf den Hinterkopf. Er stürzt nach vorn wie bewusstlos um“ (S. 239). Außer der Rechtfertigung, das sei Notwehr gewesen, fragt sich Paul im Verlauf des Romans nie mehr, was denn aus dem Getroffenen nun geworden ist, ob er überlebt hat oder nicht – ganz anders aber bei verletzten oder gequälten Tieren, wo die Folgen der Käfighaltung über Seiten mit emotionaler Hingabe beschrieben werden. In Tierbefreiungszusammenhängen gibt es einen militanten Teil, der sich gegen Gewalt gegen Tiere mit großen Risiken engagiert, dabei aber jederzeit Rechtfertigungen für Gewalt gegen Menschen findet. Es findet da eine unreflektierte ethische Verkehrung statt. Eine Folge davon, die im Roman angesprochen wird, ist der hohe Durchlauf der Aktivist*innen und ihre schnelle Fanatisierung. Im Schnitt hielten es die meist sehr jungen Aktivist*innen bei ALF gerade mal ein Jahr lang aus (S. 289), dann waren sie schon wieder weg (oder tot oder im Knast). Balluch/„Paul“ mit seinen acht aktiven Jahren war da die Ausnahme. In den erzählten Aktionen wiederholen sich Szenen, in denen „Paul“ immer nur rennt. Sein sportliches Gebilde nimmt patriarchalische und bodyistische

Züge an, wenn er sich ständig über zu dicke oder nicht austrianierte Aktivist*innen aufregt, die nicht so schnell rennen können wie er. Besonders übel das explizite Sizeism nach so einem Gerenne: „Ich sage ja“, meine ich, „man muss fit sein für die Jagdsabotage. Leider geht niemand mit mir trainieren.“ (...) Molly schaut in die andere Richtung. Offenbar will sie sich nicht angesprochen fühlen. (Sie) rennt praktisch nie. Sie ist auch etwas wohlbeleibt.“ Und sie heißt auch noch „Molly“ (S. 200)! Es wird ein physisch-elitärer Habitus verherrlicht, wie ich ihn von autonomen Schlachtenritualen mit der Polizei kennen und ablehnen gelernt habe. Es ehrt Balluch, dass er im Roman an einigen wenigen Stellen Kritik an diesem Habitus referiert. Mitaktivist Tony schreit ihn bei einer Aktion an: „Paul, du wirst jetzt nicht abhauen und uns alleine lassen, du Arschloch! (S. 384)“ Und an einer anderen Stelle, als die Hochzeit einer Tierrechtsaktivistin in eine peinliche Schlägerei mit Fleischessern ausartet: „Durch diese ständige Gewalt, die wir bei unseren Jagdsabotageaktionen erlebten, war ich schneller bereit, zuzuschlagen, als ich das sonst gewesen wäre. Meine Persönlichkeit hatte sich verändert“ (S. 321). Der Roman bringt viele Facetten des englischen Tierbefreiungsaktivismus dieser Jahre zum Ausdruck, das ist seine Stärke. Doch die gewaltfreie Aktion geht mit ihrem radikalen Potential dabei unter. Immer wieder wird sie als nicht effizient dargestellt und basisdemokratische, kollektive Prozesse nach innen bleiben umso mehr auf der Strecke, als der anonymisierte, einzelkämpferische Militanzfetischismus sich durchsetzt. Nur Molly thematisiert kurz das Konzept der „Affinity groups“ (S. 196), Paul interessiert es nicht. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen muss dann die spätere Verbandsobmann-Tätigkeit Balluchs beim VGT nach seiner Rückkehr nach Österreich gesehen werden. Das schlägt nun um in eine falsche, staatsrechtskonforme Pseudo-Gewaltfreiheit und den erschreckend – vor allem vor dem Hintergrund seiner Erfahrung in England – naiven Versuch, die staatliche Exekutive auf Gewaltfreiheit festlegen zu wollen.

The Lamia

mandelbaum verlag

MARINA WETZLMAIER
DIE LINKE AUF DEN PHILIPPINEN
Eine Einführung
192 Seiten | 12,- Euro

MARINA WETZLMAIER
DIE LINKE AUF DEN PHILIPPINEN
Eine Einführung

TIMO DORSCH
NEKROPOLITIK
Neoliberalismus, Staat und organisiertes Verbrechen in Mexiko
288 Seiten | 19,- Euro

TIMO DORSCH
NEKROPOLITIK
Neoliberalismus, Staat und organisiertes Verbrechen in Mexiko
288 Seiten | 19,- Euro

GERHARD HANLOSER (HG.)
LINKER ANTISEMITISMUS?
304 Seiten | Großformat | 22,- Euro

LINKER ANTISEMITISMUS?
herausgegeben von Gerhard Hanloser

kritik & utopie
www.mandelbaum.at

»Mit den agilen Methoden bekommt das Management ein Werkzeug an die Hand, das für die Ausbeutung kognitiver Arbeit wie geschaffen ist.«

TIMO DAUM

Vor bald 20 Jahren formulierte eine Handvoll Programmierer und Softwareexperten das *Agile Manifest*, es veränderte Arbeitsweisen und Selbstverständnis einer ganzen Branche. Mittlerweile wird Agilität in nahezu allen Arbeitsbereichen gefordert. Auch im Privatleben heißt die Parole: Sei agil, beweglich, flexibel! Investiere in dich selbst, erfinde dich neu! Das Dogma der Agilität passt perfekt zu den Anforderungen des Digitalen Kapitalismus – Geschwindigkeitsdruck und Kontrolle sind bloß nach innen verlegt.

AGILER KAPITALISMUS DAS LEBEN ALS PROJEKT
NAUTILUS FLUGSCHRIFT

Timo Daum
AGILER KAPITALISMUS
Das Leben als Projekt
Mit einem Nachwort von Phoebe Moore
Broschur · illustriert · 208 Seiten · € 16,00
ISBN 978-3-96054-242-1

EDITION NAUTILUS

Leonhard F. Seidl: Schlachtet die Heimat!

Wir sollten von vorne beginnen. Mit der Erbsünde: Adam stibitzt den Apfel, Eva beißt genießerisch hinein, der süße Saft spritzt und wir feiern ab sofort jährlich ein Fest, das diesen Akt der Befreiung feiert. Natürlich sollten wir das Ereignis anders benennen und es damit umdeuten. Vielleicht „Abnabelung“, „Emanzipation“ oder „Lob des Ungehorsams“. Denn jene Abnabelung wirkt bis heute nach. Zwar hat Luther dafür gesorgt, dass wir heute, wenn wir wollen, keinen Ablass mehr dafür leisten müssen. Also nicht mehr zur Beichte schreiten müssen, um von unseren Sünden, die auch auf der Erbsünde beruhen, befreit zu werden. Ob er es als positiven Akt des Ungehorsams deuten würde, sei dagegen dahingestellt. War er doch der Meinung: „Drum soll hier erschlagen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und daran denken, dass nichts Giftigeres, Schädlicheres, Teuflicheres sein kann als ein aufreißerischer Mensch; (es ist mit ihm) so wie man einen tollen Hund totschiessen muss: schlägst du (ihn) nicht, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir.“

Widersprechen würde ihm die griechische Schöpfungsgeschichte, die ebenfalls auf „einen Akt des Ungehorsams“ zurückgeht, wie es Erich Fromm so treffend festgestellt hat. Denn Prometheus stahl den Göttern das Feuer und „legte ... die Grundlage für die Entwicklung des Menschen“. Und war stolz darauf: „Ich möchte lieber an diesen Felsen gekettet als der gehorsame Diener der Götter sein.“ Die Erbsünde als eine Schuld ist tief in uns verankert, allen voran, katholisch sozialisierten Menschen wie mir. Ich weiß

noch, als wäre es gestern gewesen, wie ich in der dämmrigen, Weihrauch durchwalkten Kirche zum Beichtstuhl schritt. Am Abend zuvor hatte ich mir im Bett überlegt, welche Sünden ich begangen hatte, um sie dem Pfarrer hinter dem Holzgitter in der beklemmenden Enge des Beichtstuhls zu gestehen. Da ich damals noch ein äußerst anständiger Bub war, grübelte ich wie besessen, bis in die Nacht hinein, über mögliche Verfehlungen. Und goss damit den Samen der Erbsünde, für die nächtlichen, schuldgeplagten Grübeleien im Erwachsenenalter zwischen ein und drei Uhr morgens, die bekanntlich zu nichts führen, außer zu Augenringen und Gewissensbissen. Und hier zeigt sich wieder einmal die Bildhaftigkeit der deutschen Sprache. Die Bisse schmerzen, sie dringen ins Fleisch, lassen einen sich von der einen Seite des Bettes auf die andere werfen. Darum sind Begrifflichkeiten auch von derart eminenter Bedeutung, besonders, wenn sie mit tiefen Emotionen, Deutungsmustern und daraus hervorgehenden Handlungsmustern oder -anweisungen verknüpft sind. Eben Begriffe wie Erbsünde oder Heimat.

Gerade der gerne von Ernst Bloch zitierte Satz: „Heimat, ein Ort, der allen in der Kindheit scheint und worin noch niemand war“, spiegelt die emotionale Suggestion von Worten wider. Mit Heimat verknüpfen viele Menschen die Geborgenheit auf dem Schoß der Mutter, bestenfalls sogar des Elternhauses. Hinzu kommen Bäume, Wiesen, Wälder: Natur. Wer möchte es ihnen vergällen. Wir alle sehnen uns nach Harmonie. Und gerade im Weichspüler des Rückblicks ist sie in besonderem Maße vorhanden. Wie in einem

Werbespot: Kräftige Farben, breites Lächeln (scheinbar) makelloser Menschen, blütenweiße, saubere Laken. Die Blutspritzer auf dem Weiß, durch die Schläge des Vaters oder Schüsse der Waffen-SS, würden verstören. Ebenso das noch warme Blut des erlegten Hirsches, aufgehängt an den Läufen, das aus der Hauptschlagader der durchgeschnittenen Kehle pulst. Der Hirsch als Element des Heimatgefühls. Nicht als Hirschkopf über dem Esstisch, sondern als Hirschbraten auf dem Esstisch. Als Mahl am Heiligen Abend. Durchdrungen vom Zauber der Bescherung, der Überraschung der Geschenke hinter dem bunten Papier und dem Spiel zu Füßen der Eltern und Verwandten. Der nicht selten am Weihnachtsabend aufbordende Streit wird im Rückblick häufig genauso ausgeblendet wie die anstrengenden, weil angespannten Verwandtenbesuche an den darauffolgenden Feiertagen bei Onkeln, Tanten und Großeltern. Darum bewirkte die Forderung nach einem Veggieday auch eine derart heftige Reaktion. Wie kommen die (damals noch) bösen Grünen nur auf den Gedanken, mir diese heimelige Erinnerung an den Braten oder andere fleischliche Genüsse, verknüpft mit Geborgenheit, zu rauben!?

Wenn wir nun versuchen würden, dem Begriff der Heimat eine fortschrittliche, emanzipatorische Bedeutung zu geben, fernab von Heimattümelei und Nationalismus, müssten wir den Hirsch schlachten, um die Blutspritzer auf dem weißen Laken zu zeigen, auf dem kitschigen Bild der verklärten Kindheit und damit der Heimat. Wie bei dem Begriff der Erbsünde sind die mit dem Begriff und der Realität der Heimat, also einer Nation,

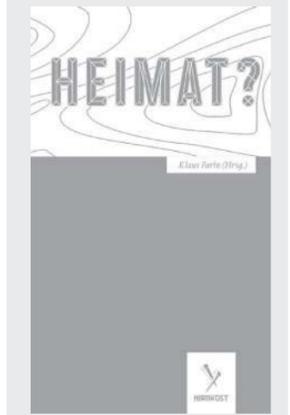
Gesellschaft, Region, einhergehenden Unterdrückungsmechanismen enorm. Denn Sprache formt Bewusstsein und geriert damit Realität. Fühle ich mich der Heimat zugehörig, fühle ich mich nicht selten auch als Teil der Macht und habe damit das Gefühl, „das Richtige“ zu tun, wenn ich gehorsam bin. Dann fühle ich mich als Teil der Gemeinschaft, nicht mehr allein, fühle mich aufgehoben in der Heimat. So, wie es Erich Fromm in seinem Aufsatz „Der Ungehorsam als ein psychisches und ethisches Problem“ beschrieben hat. Ein wesentliches Element dieses Gehorsams ist immer auch, nicht zu sündigen, also sich nicht schuldig zu machen. Was gerade in der Provinz gleichbedeutend ist mit gehorsam sein. „Provinz ist überall“, schrieb der homosexuelle, niederbayerische Dramatiker Martin Sperr und unterstrich damit die Weltläufigkeit dieses nicht selten brutalen Mechanismus, dem letztlich meist nur in der Stadt zu entkommen ist. Denn sobald man gegen die Regeln und Gesetze der Heimat verstößt, ist man ungehorsam und bekommt unmittelbar zu spüren, dass man sich etwas zuschulden kommen hat lassen.

Dank der Erbsünde wird bei Streitereien sofort die Frage aufgeworfen, wer Schuld hat. Es geht keineswegs um ein möglichst konstruktives Problemlösungsverhalten, mit dem allen gedient wäre, sondern um richtig und falsch und letztlich auch darum, wer das Sagen, die Macht hat. Somit hat die beklemmende Enge der Heimat immer auch ein ausgrenzendes Moment. Wer ungehorsam ist, fällt auf und raus und kann kein Teil dieses Konstrukts sein. Die „Zugereisten“ auf altbairisch auch abfällig „Zuagroaste“ oder „Preißn“ geschimpft, haben es qua Abstammung noch schwerer, was den Blut- und Boden-Aspekt des Heimat-Konstruktes und damit

auch des -Begriffes offenbart – von dem es keine Entsprechung in anderen als der deutschen Sprache gibt. Und der nur im Singular auftaucht, was aufzeigt, dass es in Zeiten der Globalisierung nicht mehr zeitgemäß ist. Und das den „Eingeborenen“ mehr Rechte einräumt, als den Neuanrücklingen. Als würden die kapitalistischen Ausgrenzungsmechanismen nicht schon genügen.

Die mit Heimat einhergehenden Ausgrenzungsmechanismen sind eine Form von Gewalt, die das Grundbedürfnis nach Sicherheit raubt und seine Kumulation in Molotow-Cocktails und „Ausländer-raus!“-Rufen vor Unterkünften für Geflüchtete findet. Und sie äußern sich auch in zweierlei Maß der Bemessung von Gewalt. Wenn sich die Dorfjugend „fotzt“, gehört das zum Erwachsenwerden. Wenn geflüchtete Jugendliche andere angreifen, was keineswegs relativiert werden soll, aber ebenso ein Element der Lebensphase Jugend sein kann, gehören sie abgeschoben.

Wer also versucht, einen progressiven oder linken Heimatbegriff zu kreieren, ist zum Scheitern verurteilt. Oder wie sollte die „Heimat“ der alten Nazis, die eine „rassische“ Durchmischung ablehnten, wie auch der Neo-Nazis des „Thüringer Heimatschutz“, aus dem der NSU entstand, und auch die der Faschist*innen der Neuen Rechten und der AfD positiv konnotiert werden? Der Rechtsruck und die tägliche Gewalt gegen „nicht-Heimat-Ansässige“ geben die Antwort: Überhaupt nicht. Genauso unmöglich ist es, einem Hirsch die Kehle auf einem weißen Laken durchzuschneiden, ohne dass es von Blut besudelt wird. Eher wird es uns gelingen, die Erbsünde als Akt der Befreiung und des Lobs des Ungehorsams neu zu schreiben und zu verinnerlichen.



Vorabdruck aus:
Klaus Farin (Hg.),
Heimat?,
Hirnkost Verlag, Berlin,
Oktober 2020,
284 Seiten, 16 Euro,
ISBN 978-3-948675-03-5

90 Minuten plus Nachspielzeit

Arminia Bielefelds Fußballgeschichte

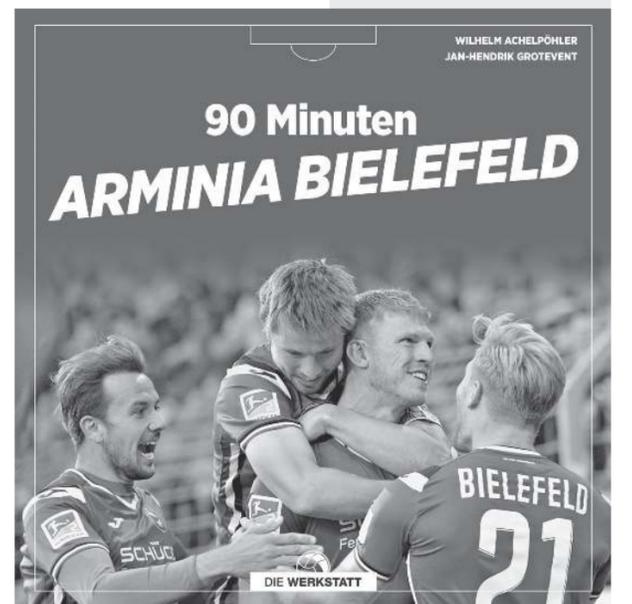
Fußball ist ein Thema, das in der Graswurzelrevolution selten Beachtung findet. Nun hat aber der GWR-Autor Wilhelm Achelpöhl (zusammen mit Jan-Hendrik Grotevent) ein Buch über den Aufsteiger Arminia Bielefeld geschrieben. Im Sinne der Fan- bzw. „Völkerverständigung“ haben wir einen Fan eines „verfeindeten“ Vereins um folgende Buchbesprechung gebeten. (GWR-Red.)

Als ich gefragt wurde, ob ich eine Rezension schreiben wolle, fragte ich mich, welche Qualifikation ich dazu hätte. Als ich den Titel des Buches hörte, musste ich dann doch schmunzeln: „90 Minuten ARMINIA BIELEFELD“. Zu meinem Hintergrund: Meine Qualifikation besteht wohl darin, dass ich Fußballfan bin, allerdings schlägt mein Herz für den SC Preußen Münster. Für alle nicht so fußballaffinen Menschen sollte erklärt werden, dass die Beziehung zwischen dem SCP und Arminia Bielefeld – milde ausgedrückt – durch gegenseitige Abneigung geprägt ist. Die Autoren des Buches, Wilhelm Achelpöhl und Jan-Hen-

drik Grotevent, sind langjährige Fans des Vereins von der Bielefelder Alm und das wird beim Lesen auch deutlich. Es ist ein Buch von Fans für Fans. Aber auch als Nicht-Armine gibt es in dem Band einiges zu entdecken. Aufgeteilt in 90 Minuten plus Nachspielzeit werden Erfolge und Misserfolge der Arminia erzählt, angelehnt an die Ereignisse, die sich in der bestimmten Spielminute zutragen. Aber wie jedes Fußballspiel beginnt auch dieses Buch mit einer Kabinensprache. Hier ist es die jetzt schon legendäre Kabinensprache aus dem Jahr 2017 des damaligen Co-Trainers Carsten Rump, die wohl jedeR Fußballfan schon mit Tränen in den Augen in den sozialen Netzwerken mitbekommen hat. Danach reiht sich Geschichte an Geschichte und Anekdote an Anekdote. Viele Ereignisse fallen dem Fußballfan wieder ein, wie bspw. „Der offene Schenkel“ des Ewald Lienen aus dem Spiel Werder Bremen – Arminia Bielefeld vom 14. August 1981 oder das unvergessene Relegationsspiel vom 14. Mai 2014, indem der schon sichere Klassenerhalt in einem denkwürdigen Spiel gegen Darmstadt 98 in der

122. Spielminute vergeigt wurde. Diese und noch viele weitere Geschichten werden reich bebildert auf 144 Seiten dargestellt, wobei auch über Spiele des Frauenfußballteams und die Spiele der Nachwuchsmannschaften berichtet wird. Neben diesen größtenteils sportlichen Ausführungen über Arminia Bielefeld, werden auch einige politische Geschichten über und um den Verein herum skizziert. Es wird auf die Rolle von Arminia Bielefeld im Dritten Reich eingegangen. Wie bei den meisten Vereinen in Deutschland, wurden auch bei Arminia Bielefeld nach 1933 jüdische Funktionäre ausgegrenzt, wie der zur jüdischen Gemeinde Bielefelds zählende Julius Hesse, der 1909 erster Vorsitzender des Vereins wurde und diesen bis 1914 zukunftsreich und erfolgreich gemacht hatte. Auch die Beteiligung von Mitgliedern der Arminia beim Niederbrennen der jüdischen Synagoge an der Turnerstraße in Bielefeld, während der Novemberpogrome 1938, wird erwähnt. Es wird berichtet, wie die beiden rivalisierenden Vereine Arminia und VfB03 im Juli 1943 zur Kriegsspielgemeinschaft (KSG) Bielefeld

fusionierten, um trotz Bombenkrieg und Erbarmungslosigkeit des Krieges dem Alltag durch den Fußball wenigstens für ein paar Stunden entfliehen zu können. Die politische Dimension des Fußballs wird jedoch eher am Rande erzählt, wie bei der Schilderung des Freundschaftsspiels der Arminia gegen Austria Wien nach dem Anschluß Österreichs am 1. Mai 1938 oder bei der Darstellung des Freundschaftsspiels der Arminia gegen Lok Leipzig am 1. Juni 1983 in einer Zeit, als die Diskussionen über die Stationierung von Mittelstreckenraketen in Westdeutschland im vollen Gange war und der Bielefelder Spieler Ewald Lienen als Sprecher der Initiative „Sportler gegen Atomraketen – Sportler für den Frieden“ in der DDR mit wohlwollenden Applaus empfangen wurde. Schließlich werde auch ich als Fan des SC Preußen Münster unerwartet Meister der Oberliga wurde und anschließend in die Zweite Liga aufstieg. Alles in allem also ein kurzweiliges Buch mit Geschichten aus 115 Jahren Arminia Bielefeld.



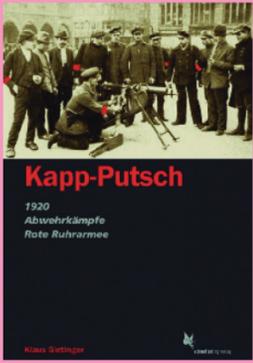
derlage der Arminia beim VfB Rheine aus dem Jahr 1989, wodurch der SC Preußen Münster unerwartet Meister der Oberliga wurde und anschließend in die Zweite Liga aufstieg. Alles in allem also ein kurzweiliges Buch mit Geschichten aus 115 Jahren Arminia Bielefeld.

Kai@Fusli

Wilhelm Achelpöhl,
Jan-Hendrik Grotevent:
90 Minuten
Arminia Bielefeld,
Verlag Die Werkstatt, Bielefeld 2020,
144 Seiten, 16,90 Euro,
ISBN 9783730704622



Die Kappung der Demokratie 1920



Klaus Gietinger:
KAPP-PUTSCH – 1920 /
Abwehrkämpfe / Rote Ruhr-
armee,
Schmetterling Verlag,
Stuttgart 2020,
328 Seiten, 19,80 Euro,
ISBN 3-89657-177-X

Ein Jahrhundertereignis, das den Nazi-Faschismus ankündigte und in dem erstmalig klassen- und parteiübergreifend ein faschistoider Militärputsch gegen die neue Demokratie der sogenannten Weimarer Republik mittels allgemeinem Generalstreik abgewehrt wurde, ging im März des Jahres 2020 im Jahrhundertereignis der COVID-19-Pandemie sang- und klanglos unter. Dabei ist der Kapp-Lüttwitz-Putsch der Dreh- und Angelpunkt, der über Republik oder Diktatur entschied, über Reaktion oder soziale Revolution, über Frieden oder Krieg. Der Historiker Klaus Gietinger, Spezialist für die Umbruchzeit in der Folge des Ersten Weltkrieges, nimmt in seinem Buch akribisch die Spur der Frauen und Männer auf, die sich dem weder anhaltenden, noch innehaltenden, bis an die Halskrause bewaffneten Militarismus Preußischer Dressurart, beherzt und mit mehr Mut als Waffen entgegenstellten. Gerade erst um die Revolution betrogen, von einer intriganten und hurrapatriotischen, weitgehend kaisertreuen (M)SPD-Führungsriege, stellten sich Massen von Menschen aller Schichten, bis hin ins knorzig-konservative deutsche Beamtentum, dem Militär entgegen, das jegliche revolutionär-demokratische Regung und die Weimarer Regierung zerschlagen wollte. Noch waren die Kadaver der zahnlosen Novemberrevolution nicht in Fäulnis übergegangen, noch rauchte das Blut der Kapp-Gegner, als die gerade erst durch Generalstreik im Deutschen Reich gerettete SPD-Nomenklatura, die Truppen, die eben noch gegen sie geputscht hatten, gegen ihre Retter*innen, die Rote Ruhrarmee und die Milizen in Thüringen und anderswo schickte. Insbesondere die Freikorps, eine zusammengewürfelte Truppe von Söldnern und reaktionären Offizieren des Ersten Weltkriegs, zeichnete sich, teils schon mit Hakenkreuz am Stahlhelm, durch äußerste Brutalität und Mordlust aus. Nicht zufällig gingen nicht viel später aus diesen Einheiten viele SA- und SS-Kader der neuen Nazi-Partei hervor, die, als Gewohnheitskriegsverbrecher, Mordsklerke bei SD, Wehrmacht und SS-Verbänden wurden. Klaus Gietinger liefert in seinem Buch dazu ausgezeichnetes Quellenmaterial, mit Fundstel-

lenverzeichnis, Äußerungen von Zeitzeug*inn*en, Aufmarschplänen, einer Chronik der Ereignisse, vielen Fotos (leider oft schlechter Qualität), Statistiken und Einzelschicksalen. Er führt uns vor Augen, wie die verschiedenen Konstellationen von SPD-Parteihäuptern, Revolutionär*inn*en, Militär und Paramilitärs zusammen- oder gegeneinander wirkten und erschließt uns damit nachvollziehbar die Zusammenhänge des Geschehens. Das teils schon zuvor für andere seiner Bücher zusammengetragene Quellenmaterial offeriert eine erschlagende Beweiskraft gegen die taktierende und verräterische Leitung der Sozialdemokratie, die teils offen mit der nicht aufgelösten OHL (Oberste Heeresleitung – dem Generalstab des Ersten Weltkriegs) kooperierte. Friedrich Ebert stimmte gar hinter den Kulissen zu, nach einem erfolgreichen Militärputsch als Pappmaché-Diktator an die Spitze der Reichsregierung zu treten (was er später abstritt). Herausgehoben wird die Figur des „Schlächters“ Noske illustriert, wie dieser erst, weit über das alte Preußische Standrecht hinausgehend, durch einen uneingeschränkten Schießbefehl das folgende Gemetzel legitimiert und legalisiert. Sogar einzelne Mörder nimmt er unter seine Fittiche. Das brachte dieser „deutschen Fische“ sogar den Respekt der späteren Nazis ein. Gietingers „Steckenpferd“ ist die Figur des Hauptmanns Waldemar Papst, der als zentraler Strippenzieher, im Kontrast zu seinem niedrigen Rang, eine zentrale Organisationsrolle der reaktionären Kräfte spielt – und dennoch am Ende als Loser dasteht. Auf diesen Papst geht übrigens das heute existierende Technische Hilfswerk (THW) zurück, das damals unter seiner Regie als paramilitärische Truppe aufgestellt wurde, um die militärischen Restriktionen der Siegermächte zu unterlaufen. In ihrer Panik vor russisch-bolschewistischen Zuständen, die die rückblickend recht handzahnenden deutschen Revolutionär*inn*en vermeintlich herbeiführen könnten, war dem politischen Klüngel unter (noch) SPD-Führung alles recht, die soziale Revolution und die von unten vehement geforderte Neutralisierung des Preußischen Militarismus zu unterlaufen und dem Willen der

Massen das Wasser abzugraben. Ruhe und Ordnung hieß die vorerste Devise, auch wenn damit Militär und Kapital wieder in den Sattel gehoben wurden und unter deren Hufschlägen weiter Arbeiter*innen starben. So wurde es eine wackelige Friedhofsruhe und die Ordnung der Konzerne und Junker, die kräftig Militär und Reaktion hinter den Kulissen finanzierten. Das Beweis- und Faktenmaterial, mit dem Gietinger aufwartet, ist so erschlagend, dass eine stilistische Marotte des Autors oft ärgerlich ins Auge springt, wenn er immer wieder sarkastische Bemerkungen in seine sonst sehr lesbaren und meist objektiv richtigen Ausführungen einfließt. Die geschilderten Barbaren, Hintergehungen, Wortbrüche, das politische Taktieren und der darauf folgende Betrug aus vermeintlicher Staatsraison an den oft „ihrer SPD“ noch treu ergebenen Arbeiter*innen, sind so drastisch und menschlich abseuerlich, dass es dieser zynisch-sarkastischen Einwürfe gar nicht dazu bedurfte hätte, dass mensch sich angewidert vom politischen Macht- und Ränkespiel und vor Ekel gegen die damalige politische Führung schüttelt. Nicht lange, so war es denn auch mit der SPD als regierender Partei vorbei und die Phase des aufsteigenden Faschismus und die der Polarisierung mit der moskaugelegten KPD begann. Ein weiteres Manko des an sich ausgezeichneten Buches ist, dass Gietinger die herausragende Rolle unterschlägt, die die neu gegründeten Anarchosyndikalist*innen (FAUD) und ihre Sympathisant*innen bei der Initiierung des Generalstreiks, im folgenden Abwehrkampf und im Konflikt mit der militaristischen KPD in der (Schwarz-)Roten Ruhrarmee gespielt haben. Infolge gab es den Unvereinbarkeitsabschluss von KPD und FAUD. Die weitgehende Ausblendung von libertären Akteur*innen ist leider auch in anderen, sonst lesenswerten Gietinger-Büchern zu beobachten. Dennoch ein wichtiges, die Augen öffnendes Buch, das eigentlich in alle Schulen gehört, um das Verständnis für die geschichtlichen Abläufe und Folgen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu wecken.

R@lf G. Landmesser, LPA Berlin

ICH UNTERSTÜTZE DIE GRASWURZELREVOLUTION,
weil sie es mir bei aller Ernsthaftigkeit der Berichte und Analysen ermöglicht, fröhlich zu bleiben. Die Graswurzelrevolution ist die bunteste Bleiwüste der Bewegung. Und sie gibt meinen Utopien eine aktivistisch-pazifistische Erdung.
Dr. Peter Seyferth,
Politikwissenschaftler aus München



Peter Seyferth.

Foto: privat

STEUERLICH ABZUGSFÄHIGE SPENDEN BITTE AN:
Förderverein für Freiheit und Gewaltlosigkeit e.V.,
Postbank Karlsruhe,
IBAN: DE66 6601 0075 0031 7617 59,
BIC: PBNKDEFFXXX.

Spenden auf das Konto des Vereins für Freiheit und Gewaltlosigkeit e.V. sind steuerlich absetzbar. Bitte schreibt auf den Überweisungsträger deutlich eure Anschrift, da Spenden über 200 Euro extra von und für das Finanzamt bescheinigt werden müssen. Bei Spenden unter 200 Euro reicht die Buchungsbestätigung des Kreditinstitutes, wenn unter Verwendungszweck „Spende StNr 2.2 VerzNr. 615 FA HD“ angegeben wurde. Ihr könnt uns für die Spendenbescheinigung aber auch eure Adresse mitteilen (Höhe und Datum der Zahlung bitte nicht vergessen). Zuwendungsbescheinigungen werden automatisch zu Anfang des Jahres verschickt.

Ich abonniere die graswurzelrevolution

- GWR-Abo* 10 Ausgaben für 38 €
- GWR-Auslandsabo* 10 Ausgaben für 48 €
- GWR-Förderabo* 10 Ausgaben für 60 €
- GWR-Schnupperabo** 3 Ausgaben, 5 € (Inland)
- GWR-Schnupperabo** 3 Ausgaben, 8 € (Ausland)
- Geschenkaboo*** (10 Ausgaben für 38 €) an:



Name, Vorname: _____
 Straße, Nr.: _____
 PLZ, Ort _____
 E-Mail oder Tel. (für evtl. Rückfragen) _____

* Abos verlängern sich automatisch. Sie können jederzeit gekündigt werden.
 ** Ein Schnupperabo verlängert sich ohne Kündigung zum Jahresabo. Kündigung jederzeit möglich. Bitte Vorkasse.
 *** Geschenkabos verlängern sich nicht automatisch.

Zum Jahresabo hätte ich gerne eine Abo-Prämie: ein Buch, und zwar:

- B. Drücke, L. Kerkeling, M. Baxmeyer (Hg.): Abel Paz und die Spanische Revolution (Edition AV)
- oder - leider nur bei Inlandsabos - ein 250g-Päckchen fair gehandelten Aroma-Zapatista-Öko-Kaffee Estrella Negra (gemahlen)
- Doppel-CD Various: A tribute to Punk - compiled by Lucha Amada (nur solange der Vorrat reicht!)
- Ich möchte als Wiederverkäufer/in die GWR verbreiten und bestelle ab der nächsten Nummer Exemplare. Rabatte: ab 2 Exemplaren: 20%; ab 5 Ex.: 30%; ab 15 Ex.: 35%; ab 30 Ex.: 50%; Buchhandel: generell 30%. Zahlungen nach Erhalt der Rechnung oder per Lastschrift. Rückgabe unverkaufter Exemplare möglich.
- Bitte schickt ein kostenloses GWR-Probeexemplar an:

- Ich zahle nach Erhalt der Rechnung.
 - Ich lege Scheck/Briefmarken/Bargeld bei.
 - Ich erteile euch hiermit das Mandat, die Rechnung per Lastschrift einzuziehen.
- IBAN: _____ BIC: _____

Die Mandatserteilung wird sofort ungültig, wenn ich sie schriftlich widerrufe. Diese Bestellung kann zehn Tage lang rückgängig gemacht werden.

Datum, Unterschrift: _____
 Ausschneiden oder kopieren, faxen oder schicken an: GWR Abo & Vertrieb, Vaubanallee 2, D-79100 Freiburg. 0761/4589 2782, Fax: 0761/4589 2782-9, abo@graswurzel.net. Online: www.graswurzel.net